



Logbuch

kreuzer-Sonderheft zur Frankfurter Buchmesse 2024

Faktor Druck

Clemens Meyer

Die Proje

erlage gegen Rechts

Voland & Quist

20 Ja

Italia Italia Italia



kreuzer-leipzig.de

Ein packender historischer Roman, der im barocken Leipzig spielt.

*Über das Zusammenprallen zweier Welten:
Die Ausläufer des Mittelalters treffen auf
die ersten Ansätze der frühen Aufklärung.*

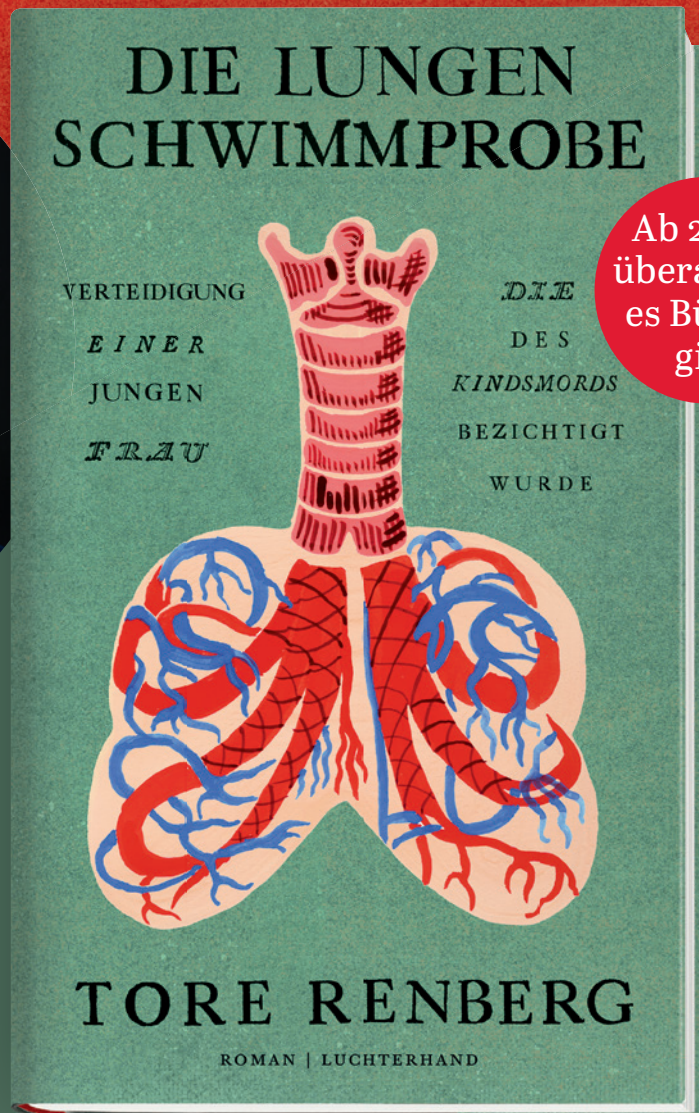


© Petter Sandell

**Tore Renberg
auf großer Lesereise:**

18./19.10. Frankfurter Buchmesse
20.10. Leipzig
21.10. Halle
22.10. Berlin
23.10. Rostock
24.10. Kiel

Mehr unter:
penguin.de/renberg-lesereise



Ab 23.10.
überall, wo
es Bücher
gibt

608 Seiten | Gebunden mit Schutzumschlag | Auch als E-Book erhältlich

 Luchterhand

Liebe Leserinnen und Leser,

eine Buchmesse versammelt die verschiedensten Geschichten und Perspektiven, die nahen Alltagsmomente und die fernen Abenteuer, schonungslose Wahrheiten und tröstende Fantasien – alles in einer Stadt, in ein paar Messehallen. Wie soll man alles sehen, allem gerecht werden? Allein ist das unmöglich, ebenso wie die Redaktion dieses Sonderheftes neben dem Brotberuf. Umso mehr freuen wir uns, Sie an dieser Stelle zu zweit auf die Frankfurter Buchmesse 2024 und ein neues *logbuch* einstimmen zu dürfen!

Einer, der das Alleinsein für die Arbeit an seinem neuen Werk dringend gebraucht hat, ist der Leipziger Schriftsteller Clemens Meyer. Wir stellen Ihnen seinen Roman »Die Projektoren« vor (Leseprobe inklusive) und berichten von einer besonderen Busfahrt mit ihm (S. 8).

Ausführlich widmen wir uns auch dem diesjährigen Ehrengast der Frankfurter Buchmesse: Italien. Seine Literaturlandschaft ist derzeit stark von realistischen Erzählungen des Alltags geprägt, wie die Sprachwissenschaftlerin Isabella Ferron im Interview verrät (S. 20). Welche atemlose Brisanz darin liegen kann, zeigt zum Beispiel Ada D'Adamos Buch »Brief an mein Kind«, das mit dem Strega-Preis ausgezeichnet wurde. Auch eine politische Ebene zeichnet sich deutlich ab, gerade bei den Debütromanen: Francesca Maria Benvenuto zeigt, wie Chancenungleichheit Menschen in die Abhängigkeit von der Camorra treibt, und Davide Coppo zeichnet den Weg eines Jugendlichen zu den Neuen Rechten nach (S. 18). Außerdem haben wir uns gefragt, wie es eigentlich italienische Literaturnobelpreisträger und -trägerinnen im Lauf der Geschichte mit der Politik und dem Faschismus hielten (S. 21). Währenddessen wandten in der Gegenwart viele italienische Schreibende der Delegation ihres Landes den Rücken zu, weil der regierungskritische Autor Roberto Saviano nicht zur Frankfurter Buchmesse eingeladen

wurde. In einem offenen Brief beklagen sie eine »beunruhigende Einmischung der Politik in die Freiräume der Kultur«.

Eine politische Ebene zieht sich auch aus anderen aktuellen Anlässen durch das Heft, immer verknüpft mit der Rolle der Literatur, die, davon sind wir überzeugt, gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Jim Baker vom Aktionsbündnis »Verlage gegen Rechts« spricht über fehlende Unterstützung von Großverlagen und den Protest gegen das *Compact*-Magazin (S. 26). Welchen Einfluss Literatur in Zeiten der gesellschaftlichen Spaltung und des Krieges haben kann und was passiert, wenn dieser Einfluss gewalttätig untergraben werden soll, lesen Sie in unserem Text über die von einem russischen Raketenangriff zerstörte Druckerei Faktor Druk in der Ukraine (S. 12).

Von Umberto Eco (»Ein Fachmann ist ein Mensch, der zu reden anfängt, wenn er zu denken aufhört und umgekehrt.«) lassen wir uns nun dazu anhalten, dieses Editorial zu beenden und möchten Ihnen noch eine Spezialität empfehlen, mit der das Eintauchen in die italienische Literaturlandschaft besonders gut gelingen dürfte: Chinotto (mit hartem K gesprochen). Das Erfrischungsgetränk ähnelt optisch der Cola, schmeckt aber deutlich herber und macht, gerade eiskühlt, definitiv süchtig. Und wenn Sie nicht mit einer Flasche über die Buchmesse schlendern können, stellen Sie sich einen weißen Plastikstuhl vor Ihre Haustür, rufen Sie Ihren Nachbarn ein paar nette Worte zu und genießen Sie die Limonade mit der Lektüre dieses Heftes.

Viel Freude beim Lesen wünschen Ihnen
Alexandra Huth und Joachim Kern



literatur@kreuzer-leipzig.de

Der neue Roman von

Daniela Krien



Foto: © Maurice Haas / © Diogenes Verlag



Auch als eBook und eHörbuch

Nominiert für den
Deutschen Buchpreis 2024

Sie hat alles gehabt und alles verloren: Sekunden der Unachtsamkeit kosten ihre einzige Tochter das Leben. Tief sieht Linda in den Abgrund und wäre beinahe gefallen, doch da sind hauchfeine Fäden, die sie halten – die Hündin Kaja, die steten Handgriffe im Garten, das Mitgefühl für andere. Wie viel Kraft in ihr steckt, ahnt sie erst, als sie zurückfindet in einen Alltag und zu sich selbst.

diogenes.ch/danielakrien

Inhaltsverzeichnis



FOTO: GABY GERSTER

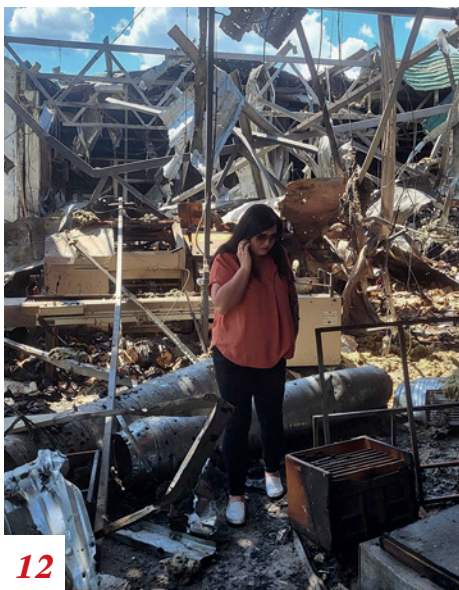


FOTO: BENJAMIN FREDRICH



COPYRIGHT: MANUELE FIOR

MAGAZIN

- 03 Editorial
- 06 **Genie-Augen und andere Fetische:** Friederike Mayröcker zum Hundertsten
- 07 **Der Durchdringer:** Nachruf auf Paul Auster, den »Barden von Brooklyn«
- 08 **Boulevard im Bus:** Mit Clemens Meyer unterwegs auf der Autobahn
- 10 **»Die Projektoren«:** Auszug aus dem neuen Roman von Clemens Meyer
- 12 **Literatur in Trümmern:** Russischer Angriff auf eine ukrainische Druckerei
- 13 **Lesebändchen ade?** Verkauf des Dörlemann-Verlags an Kampa
- 14 **Experimente und Neues:** Die reichhaltige italienische Tradition der Graphic Novel

- 16 **»Gesamtkunstwerk Verlag«:** Monika Lustig über ihre Edition Converso
- 18 **Erlesen:** Ausgewählte Buchempfehlungen aus dem Gastland Italien
- 20 **»Erzählung des Alltags«:** Isabella Ferron über aktuelle italienische Lektüren
- 21 **Schreiben und Politik:** Italienische Nobelpreisträger und der Faschismus
- 22 **Mit Witz und Schwefelgeruch:** Voland & Quist feiert zwanzigjähriges Bestehen
- 24 **Hohelied des Konformismus:** Von Sinn und Unsinn des Literaturkanons
- 26 **»Ein politischer Akt«:** Jim Baker über das Aktionsbündnis »Verlage gegen rechts«

REZENSIONEN

- 28 **Belletristik**
Sally Rooney, Daniela Krien, Jane Campbell, Margaret Atwood, Ruth-Maria Thomas, Simone de Beauvoir, Mareike Krügel, Domenico Müllensiefen, Res Sigusch, Kim Hye-Jin, Jessica Lind, Tommy Orange, Jana Volkmann, Eva Maria Leuenberger, Bertram Reinecke, Mia Raben, Petra Hartlieb, Naomi Wood, Carys Davies, Josephine Tey, Neil Smith, Rachel Cusk, Molly MacCarthy, Paula Irmschler, Nikita Afanasjew, José Luís Peixoto, Jake Lamar, Christoph Dolgan, Eckhart Nickel, Stevan Paul, Thomas Sautner, Gustav Ernst, Deborah Levy, Téa Obreht, Brigitte Reimann, Pol Guasch, Can Xue, Roman Graf, Sina Scherzant, Cemile Sahin, Nora Bossong, Elsa Koester, Katja Oskamp

IMPRESSUM

kreuzer Spezial – Die Herbstausgabe des *logbuch* 2024 erscheint als Gesamtbeilage im Oktoberheft von *kreuzer* und *Journal Frankfurt* sowie in der Aboauflage von *Sax Dresden*
Herausgeber: KREUZER Medien GmbH Leipzig
Verlagsleitung: Egbert Pietsch, Tel. (0341) 2 69 80 70
Chefredaktion: Benjamin Heine (V.i.S.d.P.)
Redaktion dieser Beilage: Alexandra Huth, Joachim Kern, Franziska Reif
Gestaltung/Satz: DIE WERFT – Kommunikationsdesign, Alexander Bönninger, Tanja Kirmse
Produktionsleitung: Andrea Kathrin Kraus, Tel. (0341) 2 69 80 42

Magazintexte von: Alexandra Huth, Nils Kahlefeldt, Joachim Kern, Johanna Klima, Tünde Malomvölgyi, Clemens Meyer, Tobias Prüwer, Joachim Schwend, Fabian Schwitter, Sanja Steinwand
Rezensionen von: Leonie Beer, Alexander Böhle, Martin Burkert, Eva Burmeister, Thorsten Bürgermann, Sven Crefeld, Lutz Eitel, Anne Hahn, Marcel Hartwig, Alexandra Huth, Maurus Jacobs, Torsten Kellner, Joachim Kern, Anja Kleinmichel, Johanna Klima, Andrea Kathrin Kraus, Martina Lisa, Hartmut Mangold, Karoline Marx, Yi Ling Pan, Tobias Prüwer, Franziska Reif, Jennifer Ressel, Linn Penelope Rieger, Britt Schlehahn, Michelle Schleimer, Hanna Schneck, Suse Schröder, Joachim Schwend, Fabian Schwitter, Helen Stefanie, Eyck Marcus Wendt, Frank Willmann, Juliane Zöllner

Fotos von: Barbara Dietl, Edition Converso, Manuele Fior, Benjamin Fredrich, Gaby Gerster, Andrea Grosso Ciponte, Christiane Gundlach, Dacia Palmerino, Pavol Putnoki, David Shankbone, Suhrkamp Verlag, Voland & Quist, Sebastian Willnow
Nicht immer gelingt es, die Rechteinhaber von Fotos zweifelsfrei zu ermitteln. Berechtigte Anspruchsinhaber wenden sich bitte an den Verlag.

Titelbild: Christiane Gundlach (Foto), Alexander Bönninger (Gestaltung)

Bildredaktion: Christiane Gundlach, Tel. (0341) 2 69 80 43
Repro: Marcel Noack, Tel. (0341) 2 69 80 43



22



26

48 Sachbuch

Zürcher Hochschule der Künste/
Plattform Kulturpublizistik (Hg.),
Benjamin Fredrich, Anuschka Roshani,
Beate Absalon, Florian Weiß/Lucia Jay
von Seldeneck, Marcus Bensmann,
Matthias Drilling/Nora Locher et al.,
Steffen Mau, Gerd Schwerhoff, Katja
Lewina, Hannah Arendt/Thomas Meyer
(Hg.), Christian Kupke/Thomas Müller
(Hg.), Martin Krauss

55 Kunstbuch

Anka Muhlstein, Sarah Maria Ullrich,
Johann Braun, Kai Artinger

58 Comic

Dinah Wernli, Cecilia Vårhed, Michèle
Fischels, Noëlle Kröger, Bruno Duha-
mel, Ika Sperling, Olivia Vieweg, Zoe
Thorogood, Federico Cacciapaglia

62 Kinderbuch

Klara Persson/Charlotte Ramel,
Icinori, Sandra Bayer, Saša Stanišić/
Nikolai Stanišić/Katja Spitzer, Erich
Kästner, Carina Thomas, Sara
Lundberg, Wolfgang M. Schmitt/
Ole Nymoen, Amani Padda

66 Letzte Seite: Ist das kostenlos? Ein Buchmesse-Bingo



Foto: Christiane Gundlach
Gestaltung: Alexander Bönninger

Anzeigen: Egbert Pietsch, Tel. (0341) 2 69 80 70
Möly Follenius, Tel. (0341) 2 69 80 12
Marlene Welzel, Tel. (0341) 2 69 80 10
Eva Nolte, Tel. (0341) 2 69 80 11
Vertrieb: Mike Gottfried, Tel. (0341) 2 69 80 60
Druck: www.akontext.com, Prag
Adresse: kreuzer – Das Leipziger Stadtmagazin,
Karl-Liebknecht-Str. 36, 04107 Leipzig, Tel. (0341) 2 69 80-0,
Fax (0341) 2 69 80 88, www.kreuzer-leipzig.de
kreuzer erscheint monatlich, Einzelpreis 3,90 €, Abo Inland
40 €. Es gelten die Geschäftsbedingungen des kreuzer.

Das logbuch-ePaper wird unterstützt von 1000°. www.1000grad.de



ERGONOMISCHE
BÜROWELTEN •



Rückgratgeber
gesucht? Wir sind
deutschlandweit für
Sie da – vor Ort im
Fachhandel, online als
Shop und Wissens-
quelle

Unser Onlineshop:
www.ergonomiewelt.de

Sich Informieren:
www.ergonomie-katalog.com

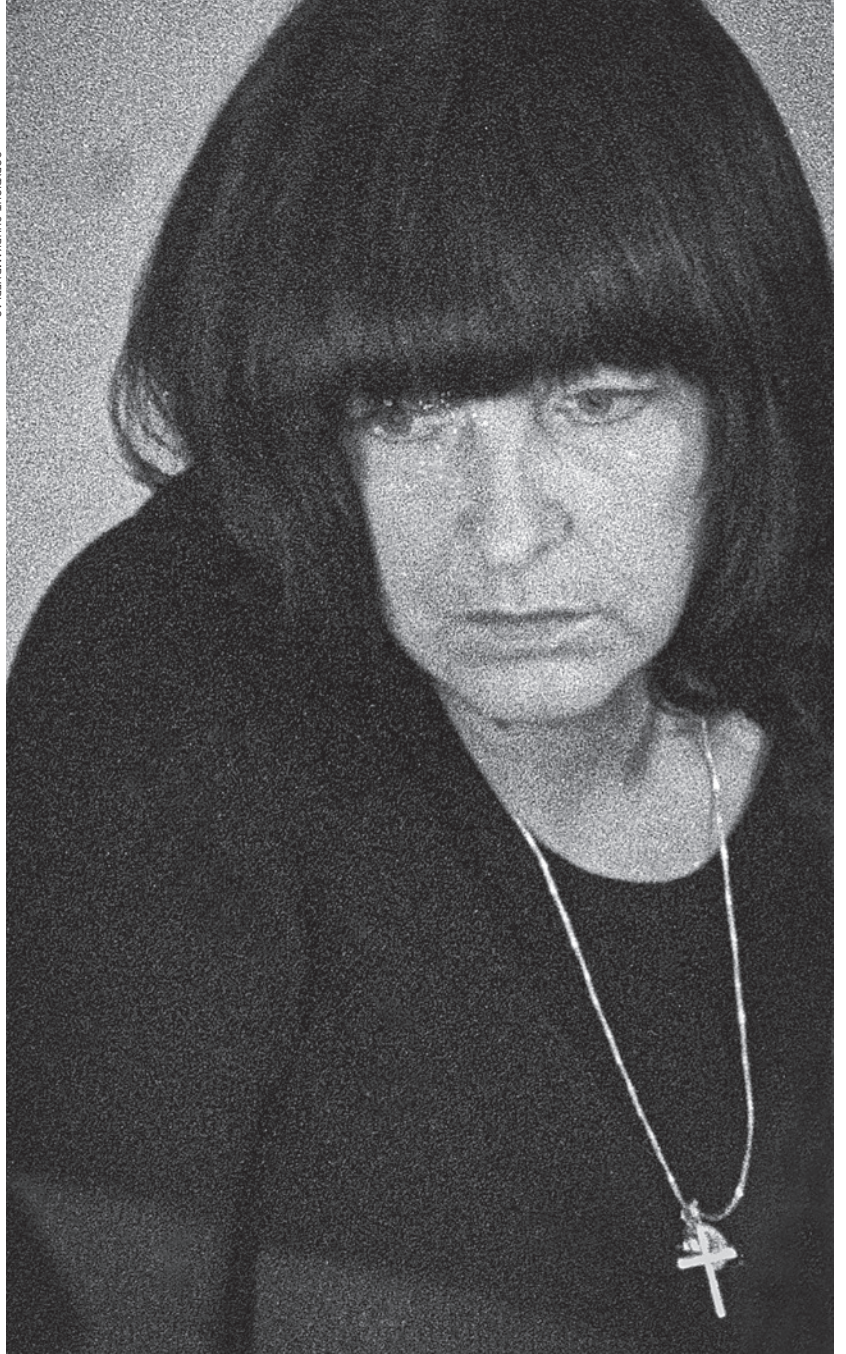


Ihr
Ergonomiepartner
in Leipzig –
regional, individuell,
vor Ort



JANIK
Büroausstattungen e.K.
Felsenkellerstr. 1
04177 Leipzig
T.: 03 41 3 91 32 48
info@janik-leipzig.de
ÖFFNUNGSZEITEN
Mo. - Fr. 10 - 18 Uhr
Sa. 10 - 14 Uhr

www.janik-leipzig.de



Ähnlich melancholisch wie Paul Auster: Friederike Mayröcker

Von Fetischen und Verlegenheiten

Zum Geburtstag Friederike Mayröckers

Friederike Mayröcker. Das ist ein Name. Sicher. Zumindest wenn es um Gedichte geht. In Österreich mag sie wohl die bekannteste Dichterin des 20. Jahrhunderts sein. Auf ihren Namen bin ich zum ersten Mal in Ulf Stolterfohts »Fachsprachen IV« gestoßen: »in exzentrischen kreisen endet die reise: millöcker mayröcker quantz.« Und dann natürlich in seiner »Wurlitzer Jukebox«. Da heißt es über Mayröckers Gedichte im Band »Tod durch Musen«: »Ich lese sie seit vielen Jahren immer wieder aufs Neue, aber eigentlich will ich nur die Kicks, die mir diese Fetische verschaffen: ›ist bei weitem Dagobert‹, ›hat auch Genie-Auge‹, ›hast neunte serenade?‹, ›seit Scharen gerettet‹ [...] – für mich der Inbegriff des lyrischen Fetischs und Objekt der allergrößten Begierde.«

Dass ich das eine oder andere Mayröcker-Gedicht noch vor der Begegnung mit Stolterfohts »Fachsprachen« für die germanistische Akzessprüfung gelesen haben muss, fällt mir erst jetzt wieder ein. Die Sentimentalität von »Lied der Medea« und »Letzter Wille« hält jedoch bei Weitem nicht mit Stolterfohts Fetischen mit. Kein Wunder, vielleicht: Die Musen stammen aus der Hochphase der Avantgarde in den Sechzigern, während die genannten Gedichte davor und danach entstanden. Müsste ich – wie verblüffend sich durch die Lektüre der Musen-Gedichte erklärt, wie Stolterfoht auf die irrwitzige Konsequenz seiner Gedichte gekommen sein muss – meinen eigenen Fetisch aus einem Mayröcker-Gedicht zu Stolterfohts Liste hinzufügen, dann vielleicht diesen aus dem Gedicht »Zerstreute Gesellschaft oder: ›scattered society‹ (›Eigenübersetzung‹): »Lemberg / ratlos leben«.

Hätte ich mich ihr schon seit Jahren zugewendet, wäre ich der Mayröcker aus den Sechzigern früher begegnet? Oder hätte es ohnehin des vermittelnden Genie-Auges Stolterfohts bedurft? Seiner Einsicht in den Fetischcharakter dieser Gedichte und die dementsprechende Lesart einer lebendigen Ratlosigkeit? Hätte ich ohne Stolterfohts Eu-

phorie das Posthorn der neunten Serenade gehört? Ich weiß es nicht. An Mut habe es gefehlt, hieß es aus der Redaktion, sich Mayröcker zuzuwenden. Warum also nicht die ohnehin bestehende Bedeutung des Namens Mayröcker zum Anlass nehmen, einen Menschen zu ehren, der für mich bislang keine nennenswerte Bedeutung hatte?

Gleichgültig, wie bedeutend ein Name auch ist, er wird der Vermittlung bedürfen. Vom Fetischcharakter ihrer Gedichte allerdings wusste wohl schon Mayröcker selbst. Ausgerechnet im Gedicht »Winter-Text mit Automatik«, das Stolterfoht in seiner »Wurlitzer Jukebox« als Beleg zitiert, schreibt Mayröcker: »Fetische als Alarmgerät«. Dass es Gedichte gibt, in denen die Post abgeht, als heulten alle Alarmsirenen zugleich, mag nicht zuletzt an Mayröcker liegen. An Stolterfoht liegt es, dass mich Fetische aus der Verlegenheit befreien, angesichts dieses Namens über Mayröcker zu schreiben. Friederike Mayröcker starb – gefeiert in allen Sparten der Literatur vom Gedicht bis zum Hörspiel – 2021 in Wien, wo sie vor hundert Jahren auch zur Welt kam. FABIAN SCHWITTER

Weltbürger und man of letters

Mit dem Tod von Paul Auster verlieren die Literatur und die Gesellschaft einen wortgewaltigen und aufgeklärten Demokraten

Am 30. April dieses Jahres starb Paul Auster im Alter von 77 Jahren in seinem Haus in Brooklyn, New York, an Lungenkrebs. In dem autobiografischen »Winter Journal« spricht er vom »Autokannibalismus eines bösartigen Krebsgeschwürs«. Für ihn waren Zigarillos und Alkohol Genussmittel, er war sich der möglichen gesundheitlichen Folgen durchaus bewusst. Mit seinem Tod verliert die Literatur- und Kulturszene einen herausragenden Literaten, Kulturschaffenden und aufklärerischen Denker, der mit seinen Romanen und Gedichten, seinen Sachbüchern, Filmen, kurz: seinem Gesamtwerk, Bedeutendes geschaffen hat. Er verstand es, durch die Verknüpfung verschiedener Medien mit Intertextualität und Interkulturalität zu überzeugen.

Auster stammte aus einer Familie jüdischer Einwanderer aus Osteuropa und in ihm zeigte sich die Genialität und Ruhelosigkeit des »ewig

wandernden Juden«. Er war der Flaneur: Gehen war Anregung zum Nachdenken und zur kreativen Arbeit. Er liebte New York, den Schmelztiegel der Kulturen; in Brooklyn fand er eine Heimat und lebte dort über dreißig Jahre bis zu seinem Tod mit seiner zweiten Frau, Siri Hustvedt, ebenfalls Schriftstellerin, Tochter norwegischer Einwanderer, und ihrer gemeinsamen Tochter.

Sein Lebensweg führte ihn aus dem Elternhaus in New Jersey immer wieder nach Frankreich. Französische Kulturtheoretiker wie Jacques Derrida und Michel Foucault, aber auch der Ire Samuel Beckett übten einen wichtigen Einfluss auf sein Werk aus. Es ging Auster darum, die Psyche, das Unterbewusste seiner literarischen Charaktere, basierend auf dem psychoanalytischen Ansatz von

Jacques Lacan, durch Sprache zu formulieren: »Worte auf Papier zu bluten«. Sein Anliegen war es, in die Tiefen der Menschen und ihrer Psyche vorzudringen.

In seinen frühen Jahren musste er sich mit allen möglichen Jobs und Hilfsarbeiten über Wasser halten und schlug sich durchs Leben als Rezensent, Übersetzer und Verfasser von kleineren literarischen Texten wie unter anderem Gedichten, die erst keine Verleger fanden. Von dieser schwierigen Zeit berichtet »Von der Hand in den Mund. Eine Chronik früher Fehlschläge«. Auster war bemüht, die Realität mit letztendlich doch unzureichenden Worten zu beschreiben: Er äußerte sich als Demokrat und aufgeklärter Weltbürger zur Tagespolitik, protestierte in den USA gegen den Vietnamkrieg und kritisierte später heftig und wortgewaltig die Präsidentschaft und Persönlichkeit von Donald Trump und alles, wofür dieser steht. Der Weltbürger Auster kommentierte seine Umwelt durch die Brille seines umfassenden kulturellen Hintergrundwissens, ausgehend vom Ideal der Kant'schen Aufklärung. Für seine »New-York-Trilogie« erhielt er den Edgar-Allen-Poe-Award, weitere Auszeichnungen, vor allem europäische, folgten.

Auster, der »Barde aus Brooklyn«, wird immer eine wichtige transatlantische Persönlichkeit bleiben – durch seine vielschichtigen Texte, in denen sich die Fiktion, das Fantastische und die Realität im intensiven Austausch zwischen Leser und Autor überschneiden. JOACHIM SCHWEND

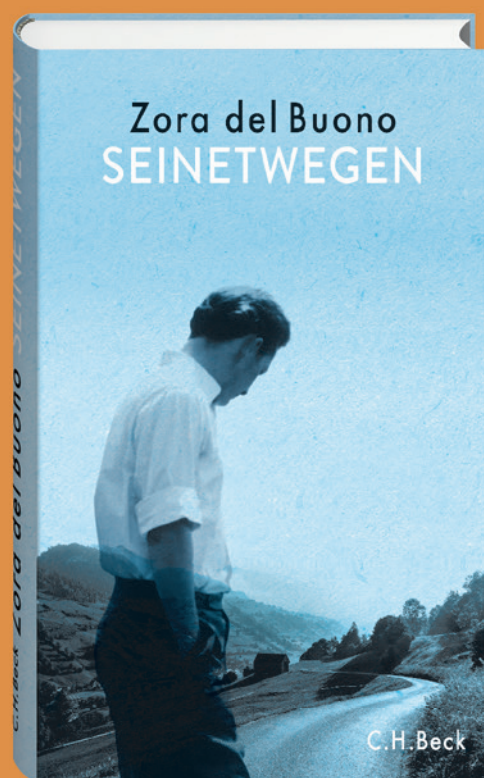


Ähnlich melancholisch wie Friederike Mayröcker: Paul Auster

FOTO: DAVID SHANKBONE

«Eine Liebeserklärung an die Wahrheit»

Hilmar Klute, Süddeutsche Zeitung



204 Seiten | 9 Abbildungen | Gebunden | € 23,-
ISBN 978-3-406-82240-7 | Auch als Hörbuch!

«Zora del Buono ist eine tolle Erzählerin, »Seinetwegen« ein herzerreißendes und sehr bewegendes Buch über eine Tochter, die nach ihrem Vater forscht ... es ist auch ein Stück Zeitgeschichte, großartig geschrieben, unsentimental, klug. Ein Buch, das Sie mit einem Rutsch auslesen.»

Elke Heidenreich, Spiegel online

«Ein bewegendes Zeugnis der Menschlichkeit.»

Manfred Papst, NZZ Bücher am Sonntag



© Stefan Bohrer

ANZEIGE



Verbrachte seine halbe Kindheit im Kino: Clemens Meyer

»Unerklärlicherweise ist das Buch nun fertig«

Von einer außergewöhnlichen Busfahrt mit dem Leipziger Autor Clemens Meyer und seinem neuen Roman

Über tausend Seiten ist es stark. Clemens Meyers neues Werk »Die Projektoren« führt sein Lesepublikum »von Leipzig bis Belgrad, von der DDR bis zur Volksrepublik Jugoslawien, vom Leinwandspektakel bis zum Abenteuerroman«. Daran gemessen ist die Fahrt im Reisebus von Leipzig nach Berlin höchstens ein Etruskerspitzmaussprung: Im Juni 2024 unternimmt Meyer in ebendiesem Reisebus einen Ausflug mit Büchermenschen aller Art – zum Beispiel aus dem Buchhandel oder dem Journalismus. In den Berliner Räumlichkeiten des Verlags S. Fischer findet die Vorpremiere von Meyers neuem Werk statt. Weil dort ebenfalls noch Gäste erwartet werden, kann auf der Kaffeefahrt, auf der es eigentlich nur Sekt und Gummitiere gibt, natürlich noch nicht das gesamte literarische Pulver verschossen werden. Oder wie Meyers Moderator *of choice*, Claudius Nießen, gleich nach dem erfolgreich durchgeführten Einfädelungsprozess in den Verkehr Richtung Leipzig Messe verkündet: »Literatur in Berlin, Boulevard im Bus!«

Diesem Motto folgend, ergehen sich Nießen und Meyer zunächst in vergnüglichen Geschichten vom Autofahren, das für Clemens Meyer offensichtlich ein Reizthema allererster Güte darstellt: »Ich raste schnell aus.« Wer regelmäßig am Straßenverkehr teilnehmen muss, hat mindestens eine kaum fassbare Begebenheit zu erzählen, deren erzählerisches Rückenmark sich aus der bodenlosen Unfähigkeit anderer Verkehrsteilnehmer speist. Clemens Meyer könnte mit solchen Begebenheiten wahrscheinlich einen ganzen Band füllen, und alle würden, wenn es nach dem Willen des Autors ginge, gleich enden: »Wenn ich 'ne Waffe hätte, ich würde schießen.« Unter weiteren ebenso lapidar wie leidenschaftlich vorgetragenen Episoden nähern wir uns dem Messegelände, wo noch eine Buchhändlerin aus Halle zusteigen soll. Lockere Absprachen mit den Menschen vom S. Fischer Verlag wurden getroffen, doch nach mehreren Minuten des Wartens zeigt sich: Lockere Absprachen sind etwas für Romantiker. Hinaus aufs Gelände geht es also für die Verlagsmenschen, Claudius Nießen lobt inzwischen einen Piccolo als Preis für denjenigen aus, der die Buchhändlerin zuerst erspäht. »Und wer eine ganz fremde Person überredet, bei uns mitzufahren, bekommt die ganze

Tasche mit Sekt!« Inzwischen ist die Buchhändlerin zwar entdeckt, doch leider läuft sie in die falsche Richtung um das Straßenbahnrundell der Messe. Den im Bus Zurückgebliebenen bietet sich ein Schauspiel von olympischem Ausmaß, ebenso im Bus geblieben sind die Telefone der Verlagsmenschen, die nun vergeblich klingeln.

Als die Reisegruppe vollzählig ist, werden erst mal ein paar Groschen-Westernhefte verlost: Lassiter, der härteste Mann seiner Zeit. Der Erwerb dieser popkulturellen Juwelen werde immer schwieriger, bedauert Meyer: »Beim Eckert gibt es manchmal noch eine kleine, verschämte Ecke mit drei, vier Heften.« Dabei seien die Geschichten um den breitschultrigen, blauäugigen Lassiter, der den Frauen mindestens genauso gefährlich wird wie den Kerlen, denen er die sonnengegerbte Visage poliert, eine lohnende Lektüre: »Bei allem Kunstanpruch will man ja auch ein bisschen Lassiter sein.« Hier nähern wir uns auf weichen Ledersohlen bereits einem Aspekt aus Meyers neuem Roman. Es geht um den Wilden Westen, jenes Traumbild zwischen Fakten und Fiktion, das sich aus deutschsprachiger Sicht vor allem in den Abenteuerromanen von Karl May manifestierte. Besondere Bekanntheit erlangte er durch seine Orientromane und vor allem die Winnetou-Trilogie, aus der ganze Generationen ihre Vorstellung von Amerika westlich des Mississippi bezogen. Dabei kam der sich selbst meisterhaft inszenierende May selten über die Grenzen Sachsens hinaus und machte seine erste Amerikareise erst lange nach Erscheinen seiner sogenannten »Reiserzählungen«. May war Erfinder, Schauspieler, Märchenerzähler und in dieser Rolle faszinierend für Clemens Meyer, der später im Verlag sagen wird: »Die Welt des Märchens, des Traums, der Literatur ist besser als einfach nur

die Welt.« Reichen sich hier also zwei heimliche Romantiker durch die Zeiten hinweg die Hand? Vielleicht, aber nicht nur.

In »Die Projektoren« geht es um mehr als um Traumbilder von Pferden, Federschmuck und Friedenspfeifen. Im Bus erzählt Clemens Meyer von einer Reise durch Kroatien, die er 2008 unternahm und die ihn, wie er erkannte, an die Drehorte der Karl-May-Verfilmungen aus den sechziger Jahren führte, darunter etwa der Nacionalni park Plitvička



Der kreuzer sattelt um auf Western

jezera, Nationalpark Plitvicer Seen. Dort begann 1991 der Kroatienkrieg, als es zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen serbischen Aufständischen und kroatischen Spezialeinheiten kam. Auch im Velebit-Gebirge fanden Winnetou-Dreharbeiten statt. Dort lässt Meyer einen ehemaligen Partisanen diese Dreharbeiten miterleben, bevor seine Erzählfäden weiter zu den Jugoslawienkriegen und einer Gruppe junger Rechtsradikaler aus Dortmund wandern, »die die Sinnlosigkeit ihrer Ideologie erleben muss«. In Leipzig diskutiert man währenddessen bei einer Konferenz in einer psychiatrischen Klinik über zwei ehemalige Patienten – einer von ihnen war der geheimnisvolle Weltreisende Dr. May.

Es ist ein vielschichtiges Panorama mehrerer Zeiten, das Clemens Meyer in diesem Roman erschaffen hat. Ein Verlorengehen und Sich-Wiederfinden, auf der Landkarte, zwischen neu entstehenden Ländern und alten Grenzen, inmitten von vereisten Getreidefeldern und Gebirgen, inmitten von Krieg, Gewalt und den Stimmen derer, die noch etwas mitteilen konnten, das zur Geschichte wurde, zu einer Geschichtsschreibung aus Geschichten, in der wiederum sich auch zurechtgefunden werden muss. Was erzählt eine Landschaft, in der ganze Völker ausgerottet werden sollen, im Film und in der Wirklichkeit? Was bedeutet das Menschsein in einer Zeit, die keine Gewissheiten bereitzuhalten scheint? In den Kommentarspalten unter Trailern, Szenen oder Musikstücken aus den deutschen Winnetou-Filmen liest man einen Satz besonders oft: »Damals war die Welt noch in Ordnung.« Welches Damals ist gemeint, welche Welt? Auf welches Verhältnis von Realität und Fiktion können, müssen wir uns heute einigen, und welche Rolle spielt das Erzählen dabei?

Es sind übergroße Fragen wie diese, denen Clemens Meyer sich auf den über tausend Seiten nähert, jede von ihnen ist dabei ihre eigene Geschichte, jede Figur bringt ihr eigenes Universum mit. Wer könnte Meyer da die Seitenzahl verdenken? Außerdem habe er sich einfach bei der Umrechnung verkalkuliert und gedacht, er würde bei etwa 800 Buchseiten herauskommen. Sei's drum: »Es kommt mir nicht vor wie tausend Seiten«, beteuert Meyer auf der Busfahrt, worauf Claudius Nießen folgerichtig anmerkt: »Gutes Zitat fürs Cover!« – »Na ja. Unerklärlicherweise ist das Buch nun fertig«, schließt Meyer das Thema ab und fängt an, vom Opel Vectra seines Opas zu erzählen.

Wie kleinteilig und mäandernd die Korrekturarbeiten gewesen sein müssen bei einem Roman dieses Ausmaßes, der seit 2008 in Arbeit war und dessen Handlung 2015 endet, lässt sich nur erraten. Und als Meyer seinem Lektor Albert Henrichs zuruft: »Du musst wirklich zugeben und einsehen, dass mit mir gut zu arbeiten war!«, hat dieser sein diplomatischstes Lächeln parat. Doch als sie später nebeneinander im Verlag stehen, von dicht gedrängten Gästen umringt, das abendliche Berlin im Fenster hinter ihnen wie eine Kulisse, ist beiden der Stolz auf dieses Mammutprojekt anzumerken – und Langzeitfolgen sind bei Meyer ebenfalls spürbar: »Seit ich das Buch fertig habe, kann ich mich nicht mehr richtig konzentrieren und denke nur noch in Assoziationen, da wissen die Leute immer gar nicht mehr, wovon ich eigentlich rede – ja, wo war ich ...« Ein wenig Selbstinszenierung ist auch bei Clemens Meyer immer im Spiel. Spätestens bei der Lesung eines kurzen Auszugs wird deutlich, dass es ein Fehler wäre, seine dickfellige Lässigkeit mit Nachlässigkeit zu verwechseln. Im Auszug verstecken sich eine alte Frau und ein Mädchen im Keller einer Schule vor den Sirenen, Schüssen und Detonationen, sie reden über Marschall Tito, der vor fünfzig Jahren gegen die Faschisten gekämpft hat, und über die Deutschen – die von früher und die von heute. »Putz und Staub rieseln von der Decke, und die Alte schiebt eine zerknüllte Zeitung in den viel zu großen Helm und setzt ihn vorsichtig auf den Kopf des Mädchens mit der alten Stimme.« Hier schlägt, eingebettet in die vielen Erzählstimmen eines großen Romanautors, der Kompass aus, der das Unrecht in seiner Vielgestaltigkeit anzuzeigen vermag, während er selbst fast schon vom alten Putz der Welt verschüttet ist. »Das Schreckliche ist ja: Ich muss keine Panzerschlachten beschreiben. Den Krieg beschreiben durch die Abwesenheit des Krieges, das hat mich dann eher interessiert«, sagt Clemens Meyer. Und: »Als Moralist musst du erst mal die ganze Moral über Bord werfen und dann wird's viel moralischer.« Und: »Ich würde keinen historischen Roman schreiben, der nicht die Gegenwart beinhaltet.« ALEXANDRA HUTH

► Clemens Meyer: Die Projektoren. Frankfurt/Main: S. Fischer 2024. 1.056 S., 36 €

**»Wenn ich 'ne
Waffe hätte,
ich würde
schießen.«**



FRÜH RENAISSANCE

Mitteldeutschland ist um 1500 im Umbruch: Neben Gesellschaft, Politik und Wirtschaft sind Bildhauerei, Malerei und Architektur im Wandel. In dieser spannenden Zeit vor Reformation und Bauernkrieg entsteht ein neuer Stil: die Frührenaissance. Künstler wie Jacopo de' Barbari, Albrecht Dürer oder Lucas Cranach d. Ä. erschaffen Werke für die Region, die nun erstmals in der halleischen Moritzburg zusammenfinden.

MITTELDEUTSCHLAND AM VORABEND DES BAUERNKRIEGS

24.11.2024 – 02.03.2025

WWW.KUNSTMUSEUM-MORITZBURG.DE

TEIL DER
LANDESAUSSTELLUNG SACHSEN-ANHALT
Gerechtigkeyt 1525



Gerechtigkeyt
Thomas Müntzer &
500 Jahre Bauernkrieg

Lucas Cranach d. Ä.: Maria mit Kind und Johannesknaben, um 1512–1514, Leihgabe der Bundesrepublik Deutschland, M. 337, Veste Coburg, Kunstsammlungen, Foto: Kunstsammlungen der Veste Coburg

Engel im Rauch

Auszug aus Clemens Meyers neuem Roman
»Die Projektoren«

LEX steht inmitten eines Getreidefeldes, er streicht mit den Händen über die Ähren, rings um ihn nichts als Korn, gelb bewegt es sich im Wind.

Er stellt sich auf die Zehenspitzen, er sieht keine Wege, auf denen er gekommen ist, zwischen den Halmen.

Ist er nicht eben noch in der weißen Stadt gewesen?, Belgrad, hatte mit dem Marschall Tito einen Film geschaut in dessen kleinem Privatkino, nicht nur einen Film, *Western*, und zuvor im Velebit, diesem vielstufigen Gebirge, *das große Wesen*, so wie die Einheimischen diese Berge nennen, die Sonne blendet ihn, blendet sie alle, Hände bewegen sich in diesem Licht, Staub in diesem ---

Projektorlicht, die steilen Hänge des Tulove grede, auf denen die Toten liegen, Schattenschnitte auf den Geröllfeldern, und wieder aufstehen, in den Filmen, die sie dort drehten. Er ist in Europa. Wieder mal. Schläft er?

Als Kind träumte ich, ich wäre der Held des Dschungels, Tarzan, das Surren der Kamera, die Geräusche des Traums, der Herr eines Dschungels, der so hell und licht war, Bäume, Lianen, Blättergewimmel, schwarzweiß, als läge das alles im Licht eines großen Mondes, als Kind träumte ich, ich wäre der Herr des Dschungels.

LEX geht ein paar Schritte, das Korn drängt sich an ihn, kurz glaubt er, nackt zu sein, ein Schlafwanderer, dann erkennt er, dass er seinen Wildlederanzug trägt, sie drehen deutsche Western und deutsche Abenteuerfilme, internationale Produktionen, seit Jahren schon, in den Bergen, in der Ebene, im Land des Marshalls, Film um Film, die Kamera läuft ununterbrochen, als würden sie nie ruhen, nie schlafen, als würden sie spielen und kämpfen, spielen und lieben und kämpfen, spielen und spielen, Film um Film, nie ruhen, nie schlafen, Tage und Nächte, das Knallen der Klappen, das Knallen der Schüsse, Abendrot brennt sich in Zelluloid, Nacht über dem Velebit; sein Filmkostüm, er hat es selbst mitgebracht aus Amerika. Er ist Old Shatterhand, ein deutscher Held im Wilden Westen. Franzenbesetzte Jacke, die ihm bis über die Hüften reicht, er fährt mit beiden Händen über das Leder, berührt seinen Gürtel, den er über der Jacke trägt, spürt die silbernen Beschläge, warm und glatt, sie blitzen im Licht der großen Sonne über dem endlosen Feld, ein gutes Ziel für einen Scharfschützen; ein alter Indianer, Dakota, schenkte den Gürtel einst seinem Urgroßvater, hundert Jahre altes Silber, älter noch, warm und glatt wie eine Menschenhaut, LA PELLE, wie sie in Italien sagten, LEX greift sich an die Brust, ringt nach Luft, erwachen, atmen. Atmen.

Ich habe lange geschlafen. Ich sehe ein wogendes Gelb, das will nicht enden. Warum bin ich hier? »Die Vojvodina ist ein Getreidefeld in der südöstlichen Mitte der Welt.« Wer spricht da zu mir? Ein Rascheln um mich, Millionen Halme und Ähren berühren sich im Wind, berühren mich im Wind. Ich stand schon einmal in einem Getreidefeld vergleichbaren Ausmaßes. In Kansas, wo ich oft als Kind war. »Hello-Yellow!« Wir reisten an aus Rye, wo wir lebten (als ich geboren wurde, fiel Schnee, obwohl Mai war), Rye, ein Städtchen im Staat New York, State of, nahe der großen Stadt, the Town and the City, wo wir in die Kinos gingen, schwarzweiß, als würde ein riesiger Mond über dem Dschungel leuchten, hügeliges Land an den Ufern des Hudson, Indianerland, meine Mutter fuhr mit mir von Rye nach Kansas, als ich ein Kind war, der Knall einer Klappe, Neubeginn, atmen, erwachen, atmen, Dunkelheit, Flammen, rot und schwarz, wie in Italien, als wir von den Küsten kamen und die Felder brannten. Menschen drin. Soldaten drin. Gräberfeld. Indianerland. State off.

Zwei Flügel über ihm. Die verschwinden wieder, Sonnenblitze, das Getreide biegt sich bis auf den Boden. Ein Engel? Nein, wahrscheinlich ein Flugzeug. Er war doch seit dem Krieg nicht mehr gläubig, obwohl das so nicht ganz stimmte, er hatte

gebetet, immer wieder, im Army-Krankenhaus, süße Heimat Amerika, als sie seinen Kopf öffneten und wieder schlossen, mit einer kleinen Platte aus Silber.

Oh Herr, erhöre mich, ich weiß, du prüfst mich, wie du einst Hiob geprüft hast.

Mutter! Mutter?

LEX erwachte, während Chirurgenhände sein Hirn berührten. Schwarz lag die kleine Bibel auf dem Nachttisch.

Mutter? Hörst du mich?

LEX sah, wie sich das schmale Lesebändchen zwischen den Seiten herauswand; ein dünner, roter Wurm, der immer länger zu werden schien auf dem weißen Nachttisch des Army-Krankenhauses.

Hilf mir, Gott, gib mir ein Zeichen, ich liege auf der verbrannten Erde, irgendwo in Europa, zwischen anderen Körpern, und ich habe Angst vor der Dunkelheit.

Mutter? Mutter!

LEX spürt die Sonne warm auf seinem Gesicht, Chirurgenhände in seinem Kopf, Finger wie ... Er und seine Einheit fanden ein Massengrab in Italien 1944, in der Nähe eines leeren Dorfes, nicht zugeschüttet, ein Gewimmel auf den Körpern, in den Körpern, Hände auf seinem Kopf, in seinem Kopf, eine Platte aus Silber schließt das Loch, weich und glatt wie Menschenhaut.

Mutter. Es tut weh.

LEX weiß nicht, ob er schläft oder im Erwachen durch die schmalen Spalten seiner Lider blinzelt, weiß nicht, ob die Bilder sich nur im Inneren seines silbern versiegelten Schädels bewegen.

Als Kind träumte ich, ich wäre der Herr des Dschungels, der mächtige Tarzan, all die Filme mit Johnny Weissmüller, der einst mit seinen Eltern aus der südöstlichen Mitte der Welt nach Amerika kam und dann Tarzan wurde, als Kind träumte ich, ich wäre mit ihm im Dschungel, und Johnny wurde alt und grau, und ich übernahm seinen Platz, wurde der mächtige Herr des Dschungels, die Projektoren summten, als Kind träumte ich die Filme weiter, wenn sie schon längst vorbei waren, saß allein im Kino, und die Tiere lagen zu meinen Füßen.

LEX liegt in einem Getreidefeld in der südöstlichen Mitte der Welt und blickt in den Himmel, in dem die Wolken treiben und zerschnitten werden. Ein Flugzeug? Nein, seltsame Konstruktion, Engel aus Eisen, Aluminium, Chrom, er kannte doch die Luftwaffe. Sonnenblitze. Engel im Licht, die Flügel gebrochen.

Ich bin tot und liege am Fuß des Tulove grede und träume, dass ich erwache, über mir Geröll und Steine, wie Trümmer, wir drehen (shooting movies), und die Klappe öffnet sich und schließt sich, wieder und ..., Staub, Fliegen entkommen dieser gewaltigen Fliegenklatsche, Janustor, Flügelschlag, »Schatz im, Winnetou, Erster Teil, Zweiter Teil, Silbersee, Szene vierund-! Die Dritte!«, eins, zwei Flügel, die sich berühren. Ein Knall. Stirb. Old Shatterhand. Überschall (shooting flies), Wüste aus Geröll. Unter einer riesigen Sonne. »Yellow-Hello!« Ich stehe in einem Getreidefeld in der Vojvodina, in der südöstlichen Mitte der Welt.

LEX streicht mit den Händen über die Ähren, lange schmale Köpfe, weich und mit kurzen und langen Haaren, weich, als würde er die Nüstern und die Nüsternhaare eines Pferdes streicheln, er ist oft geritten als Kind, und er reitet in den Filmen, und er reitet durch Europa, Italien, Kansas, er drückt ein, zwei Körner aus den Rispen, bewegt sie zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her. Er blickt nach oben.

Spuren am Himmel. Weit oben das schaumige Weiß eines Düsenjägers. Kondensstreifen, die sich kreuzen. Er spürt ein Kribbeln in der Nase, er kann sich an allergische Anfälle von Heuschnupfen erinnern, als er ein Kind war. »Reiß dich zusammen, Junge! Du gehst in die Landwirtschaft!« Aber nein, nein!, sein Vater war doch im Baugewerbe gewesen, und er stand nie send neben dem Vater im Staub der Baustellen, auf den Gerüsten, bau auf, auf Staub, bau hoch, aus Stein ..., die Jahre, in denen die Städte in den Himmel wuchsen, er stand mit dem Vater in-

mitten der Wolken, New York City, er kann die gelben Felder von Kansas sehen. Er hat einen Cousin dort, der ist sehr klein für sein Alter, schwindsüchtig. (Als er stirbt, 1946, so langsam, so schnell, in einem Sanatorium bei den heißen Quellen von Glenwood Springs, immer noch klein wie ein Kind, das Gesicht weiß, leuchtend fast, und die Haut durchsichtig, erzählt LEX ihm Geschichten vom Krieg. Nordafrika, Sizilien, Europa, Wüste und Berge, grüne Uniformen, im Winterregen feucht und dunkel wie Moos, bleiche Gesichter, weit aufgerissene Augen, in denen sich die Kämpfe spiegeln, langsam drehen sich die Bilder, wie auf der Linse einer Kamera, Partisanen hängen an Bäumen, ein galoppierendes Pferd mit einem Menschenkopf, brennende Felder. Und sein Cousin lauscht mit geschlossenen Augen. So winzig sieht er aus, da vor ihm auf dem Laken, ein greises Kind. Die schwarze Bibel auf dem Nachttisch. *Bitte bleib bei mir, Lex. Und erzähl.*)

LEX geht ein paar Schritte, er greift sich an die Brust, ringt nach Luft, atmen, atmen. Erwachen.

Ein Kribbeln in der Nase. Weit oben das schaumige Weiß eines Düsenjägers, Spuren am Himmel. »Die Air Force bringt selbst Gott zum Niesen!« Wer hat das immer wieder zu ihm gesagt? Italien. *In the year fortythree, fortyfour.* Aber damals flogen noch keine Düsenjäger. Das Dröhnen der Propeller. Insekten Schwärme. Hoch oben.

Ich liege am Fuß des Tulove grede und starre in das große leere Blau. Das Feuer Gottes fiel vom Himmel und verbrannte Schafe und Knechte und verzehrte sie; und ich bin allein entronnen, dass ich dir's ansage.

Ein Prediger stand auf einem Panzer. Soldaten, die vor ihm knieten. Der Prediger trug eine Militäruniform, das Käppi auf seinem Kopf war schwarz, fast wie die Kippa eines Rabbis. Er bewegte die Arme, zeigte immer wieder in den Himmel, während die Männer vor ihm knieten, die Hände gefaltet auf den abgenommenen Helmen:

»Auch heute noch gibt es genug Leute, die denken: Das Fliegen hat ja gar keinen Zweck, wir sind auf die Erde angewiesen und haben in der Luft gar nichts zu suchen! Doch wir müssen uns in die Luft begeben, wo wir an keine Straßen mehr gebunden sind. GOTT WIRD UNS LEITEN. Eine hervorragende

Bedeutung haben die Flugzeuge auch als Kriegswaffe! Der Flieger verkörpert schon jetzt einen neuen Typus des Menschen ... «

LEX wendet sich ab, er sieht Rauch am Horizont, schwarz über dem gelben Leuchten der Vojvodina, schwarz in dem wolkenlosen blauen Himmel, und wieder wölbt sich der Raum, weitet sich im Donner, neigt sich das Getreide, die Kuppel über ihm durchflogen und durchkreuzt, *Urschall, Überknall*, er sieht Formationen von Flugzeugen, in denen der neue Typus des Menschen sitzt, sie scheinen ein einzelnes Flugzeug zu jagen ... , LEX geht in Richtung des Rauches, der sich am Horizont ballt und sich wolkenähnlich zu großen Köpfen, Bergen, Tieren und Bällen formt, geht mitten durch das Getreide auf diese schwarzen Gebilde zu, die über einem Fluss zu liegen scheinen, weit weg noch. Sind das Kirchenglocken, die er aus der Ferne hört?

Wir gingen jeden Sonntag in die Kirche, ich erinnere mich, dass ein Schloss an unserer Familienbibel angebracht war, direkt auf dem breiten Ledereinband, der braun und verwittert war wie altes Holz, abgegriffen über Generationen, einmal war der Schlüssel verschwunden, und wir suchten gemeinsam, Vater und ich, unter den Betten, auf Schränken und Fensterbrettern, zwischen den schweren Teppichen unseres Hauses in Rye, und Mutter brach die alte Familienbibel auf, als wieder Sonntag war und der Schlüssel immer noch unauffindbar.

LEX greift in eine der Taschen seines Wildlederanzugs. Streift den silberbeschlagenen Gürtel mit dem Handrücken, wie warm und weich sich das anfühlt, Reflexionen von Sonnenlicht blenden ihn kurz, die Sonne steht tiefer nun, und keine Scharfschützen, Getreidefelder, die plötzlich enden, vor ihm, unter ihm, liegt eine Stadt, ein Fluss, eine Festung direkt am Ufer, die Stadt auf der einen Seite des Flusses, die Festung auf der anderen, Brücken über diesen breiten Strom, die brennen, Fabriken am Rand der Stadt, die brennen, ein Gewirr aus Rohren, Stahl und Eisen,

zwischen Türmen und Gebäuden, braun und rostig, Formationen von Flugzeugen über alldem, und ihm scheint, er würde von einem Bergplateau in ein Tal blicken, in dem diese Stadt und die brennenden Brücken und Raffinerien liegen, unter ihm, in schwarzen Rauch gehüllt. Die Vojvodina ist ein endloses Getreidefeld in der südöstlichen Mitte der Welt.



► Clemens Meyer: Die Projektoren.
Frankfurt/Main: S. Fischer 2024.
1.056 S., 36 €

ANZEIGE

hallesaale
HÄNDELSTADT

EINE KARTE FÜR DIE GANZE STADT!

HALLE★CARD

Einfach mehr sehen!

Museen
Stadtrundgang
Zoobesuch
Bus & Bahn



Direkt online kaufen! →

Museen

Stadtrundgang

Zoobesuch

Bus & Bahn

2
TAGE

24,95
EURO

www.halle-card.de



Ein Mitarbeiter in der zerstörten Druckerei Faktor Druk

Worte, die brennen

Die ukrainische Druckerei Faktor Druk steht nach einem russischen Raketenangriff in Trümmern

Etwa eine Woche nach dem Raketenangriff auf die ukrainische Druckerei Faktor Druk ist der Anblick noch immer erschreckend. In einem Artikel beschreibt Benjamin Fredrich, Gründer von *Katapult Ukraine*, die verbrannten Überreste einer Fabrik, die seit 1996 Geburtsort zahlreichen ukrainischen Schriftguts war. Auch das Magazin *Katapultu*, wegen des Ukraine-Kriegs 2022 gegründet, wurde hier produziert. »Die Wucht des Einschlags muss unvorstellbar gewesen sein«, so Fredrich gegenüber dem *logbuch*. Neben all dem Schmutz und der zerstörten Druckausrüstung sind nur noch bergeweise vom Feuer berührte Seiten und Bücher zu finden. »Als ich sie nun besucht habe, glaubte ich erst, die betroffene Halle nie vorher gesehen zu haben.«

Am Morgen des 23. Mai 2024 trafen fünfzehn russische Raketen auf Charkiw und seine Region, drei davon die Druckerei. Laut Kyjiw handelte es sich um den schlimmsten Angriff seit Beginn des Krieges. Sieben Menschen wurden getötet, mehr als zwanzig verletzt und geschätzte 100.000 Bücher seien verbrannt. »Dies ist ein großes Unternehmen, ein Verlagshaus, es ist absolut zivil, ohne irgendwelche militärischen Objekte hier«, sagt Oleh Syniehubov, Gouverneur des Gebiets Charkiw, in einem Statement vor Kameras.

Charkiw ist die zweitgrößte Stadt der Ukraine und Heimat der meisten ukrainischen Druckereien. Trotz des Krieges stehen die Fabriken nicht still. Seit dessen Beginn habe sich die Zahl der täglich lesenden Ukrainer verdoppelt, schreibt Olha Vorozhbyt in ihrer Kolumne bei *Verdi*. Vorozhbyt erzählt von einem neuen Interesse an der eigenen Geschichte, die der Krieg bei der ukrainischen Bevölkerung ausgelöst habe – die Menschen seien auf der Suche nach ihrer nationalen Identität.

Dass Russland einen gezielten Angriff auf die Druckerei geplant habe, wird teilweise vermutet. So wird er häufig als Anschlag auf die westliche Kultur, auf Meinungsfreiheit oder Schriftgüter gewertet. Ob die Druckerei wirklich als Ziel gedacht war oder vielleicht doch der Streckenverlauf der Eisenbahn, der sich neben Faktor Druk befindet, ist unklar. Dennoch weist das Ereignis auf die Bedeutung hin, die Druckereien und ihre Produkte zu Kriegszeiten besitzen.

Print Against War, eine Initiative unabhängiger Verleger und Influencer der europäischen Druckindustrie, erklärt in ihrem Manifest, die militärische Aggression Russlands würde auch die ukrainische Wirtschaft gefährden. Hunderte von Druckereien seien dabei betroffen. Ge-

stiegene Preise für Energie und die Produktion von Druckerzeugnissen stellen ein Problem für die Industrie dar; dass Ressourcen wie Papier oder Tinte fehlen, lässt sich auf stark gewachsene Transportkosten zurückführen. Laut dem *Börsenblatt* produziere die Faktor Druk zehn Millionen Bücher im Jahr – ein Drittel der Gesamtanzahl in der Ukraine. Diese Menge an Aufträgen sei durch andere Druckereien des Landes nicht zu stemmen. Schon in der Vergangenheit habe Russland wichtige Druckereien oder andere Orte der Industrie angegriffen. Besonders der Bildungssektor würde darunter leiden. Dass die Attacken auf die Druckereien jedoch nicht nur wirtschaftliche Konsequenzen haben, sei klar. Die Druckindustrie sei, so *Print Against War*, ein bedeutender Eckpfeiler von Gedankenfreiheit. Auch FESPA, die globale Föderation nationaler Verbände für die Siebdruck-, Digitaldruck- und Textildruckindustrie, veröffentlichte einen Artikel, der den Druck als Mittel der Moralstärkung und der Gewinnung öffentlicher Unterstützung im Krieg benennt.

Wie zahlreiche andere Organisationen oder Initiativen wolle auch *Katapultu* die Druckindustrie der Ukraine unterstützen: »Wir wollen Demokratien stärken und über Diplomatie berichten, aber wir wollen auch zeigen, dass man mit einem Land kooperieren kann, das durch einen militärischen Angriff schwer in Bedrängnis gekommen ist«, so Benjamin Fredrich. Obwohl die Faktor Druk geschwächt sei, habe der Vorfall die verbliebenen westlichen Partner nur noch enger zusammengedrückt.

Bei einer Ansprache am Tag nach der Attacke erklärte Wolodimir Selenski, Präsident der Ukraine, das Ziel, die Druckerei wiederherzustellen. Dazu seien das ukrainische Wirtschaftsministerium, regionale Behörden in Charkiw sowie der Staat selbst angehalten. Auch *Katapultu* möchte sich an der Reparatur beteiligen. »Die Druckerei wird es meiner Prognose nach überleben«, sagt Fredrich. Es werden Reparaturkosten von etwa 5 Millionen Euro erwartet, anderen Medienberichten zufolge sogar mehr als 7,9 Millionen Euro. Dies solle vor allem mithilfe von Spenden gestemmt werden. Laut Fredrich arbeite die Druckerei vorerst wieder, jedoch ohne Buchbinderei. Letztlich seien es die Menschen hinter den Maschinen, die fehlen. Doch die Mitarbeitenden, die nicht geflüchtet, sondern in der Faktor Druk geblieben sind, wollen im Andenken der Verstorbenen weitermachen, obwohl sie noch immer in Schock und Trauer seien. Die Hoffnung stirbt zuletzt.

JOHANNA KLIMA

FOTO BARBARA DIETL



Lässt ihre Bücher nun hinter sich: Verlegerin Sabine Dörlemann

Mit Erfolg aufhören

Sabine Dörlemann hat ihr Lebenswerk verkauft – Rückblick auf einen Kleinodien hütenden Verlag

Warum haben Sie mich ausgesucht als Interviewpartnerin? – Autorin Helle Helle beginnt das Gespräch mit einer eigenen Frage. Sie wundert sich, dass der Journalist auf einer Veranstaltung mit so vielen Büchermenschen ausgerechnet mit ihr sprechen möchte. Die Antwort »Na ja, ich mag Ihre Bücher« stimmte die Dänin Helle dann fröhlich. »Wirklich? Na, wunderbar!« Das war auf der Leipziger Buchmesse im Jahr 2012, am Stand des Dörlemann-Verlags. Dieser hatte Helle für den deutschsprachigen Raum entdeckt und diesem Buchmarkt zwei Jahre zuvor mit ihrem Roman »Rødby – Puttgarden« ein lakonisch-minimalistisches Universum geschenkt. Damit hatte der Verlag neuerlich bewiesen, dass die Entdeckung von Kleinodien programmatisch für ihn ist. Und das im Wissen, dass man solch einen Erfolg nicht planen kann.

Die Verlagsgründerin Sabine Dörlemann hat ihren Verlag nun diesen Sommer verlassen. Ihre Anteile übernimmt Daniel Kampa mit dem Kampa-Verlag zu hundert Prozent. Dennoch bleibe der Dörlemann-Verlag unabhängig, mit eigenem Zürcher Büro. Die bisherige Programm- ausrichtung soll ebenfalls beibehalten werden.

»Gehen, wenn es am schönsten ist«, sagt Sabine Dörlemann zum Abschied. Nach 21 Jahren sei die Auszeichnung als Schweizer Verlag des Jahres 2023 das i-Tüpfelchen ihrer Arbeit gewesen. Und einiges andere hat sie in dieser Zeit auch erreicht. Mit dem ersten Buch, das sie verlegte – Iwan Bunins »Ein unbekannter Freund« – stand der Verlag auf der Spiegel-Bestsellerliste, im zehnten Verlagsjahr erhielt Dörlemann-Autorin Alice Munro den Literaturnobelpreis. Von Bunin folgten einige weitere Bücher in eigenen Übersetzungen.

»Ich könnte kein Buch verlegen, das mir nicht gefällt. Dafür bin ich Verlegerin geworden. Das ist das Privileg, welches man als kleiner, un-

abhängiger Verlag hat.« So erklärte Sabine Dörlemann vor einigen Jahren im *logbuch* ihren Erfolg. Zur Verlagsgründung »hat mich eine gute Freundin, die Dostojewski-Übersetzerin Swetlana Geier, angestachelt. Dann war ich zunächst auf Reisen, aber es hatte sich festgesetzt, dass sie mir einen eigenen Verlag zutraut. Ich war zuvor Lektorin beim Ammann-Verlag und hatte meine Stelle gekündigt. Als ich wiederkam, setzte ich das in die Tat um.« Sie schenkte dann – wenn man es so nennen mag – Swetlana Geier die Übersetzung von Iwan Bunins »Ein unbekannter Freund«. Der Erfolg begann. Erklären oder gar einplanen könne man das aber nicht, sagt die Verlegerin. Die besondere Gestaltung der Bücher mit Lesebändchen wird gewiss einen Anteil daran haben.

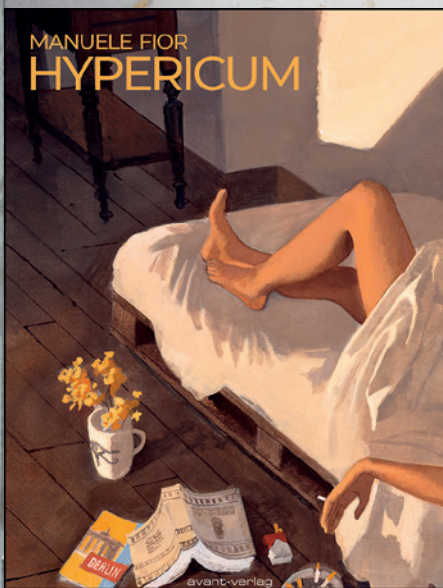
Große Liebe zum Buch habe sie schon immer gehabt. Die Eltern hatten eine Setzerei, sie ist mit Büchern und Typografie aufgewachsen. Dörlemann kannte das Buchmachen von der herstellenden Seite, nach dem Studium der Anglistik und Amerikanistik verstand es sich fast von selbst, in einem Verlag zu landen. Später selbst einen zu gründen, war dann der nächste logische Schritt – und ein mutiger. Denn damals, 2003, steckte die Buchbranche in der Krise. Die Verlagsgeschäfte führte Dörlemann zunächst von ihrer Privatwohnung aus.

Angefangen hat der Dörlemann-Verlag mit Klassikern des 20. Jahrhunderts in neuen Übersetzungen. Gleichzeitig wurden aber auch deutschsprachige und zeitgenössische Autoren in Übersetzungen verlegt. »Eigentlich machen wir Bücher aus aller Welt«, so Dörlemann. Für dieses Engagement bekam der Verlag schon zahlreiche Preise sowie Auszeichnungen für die verlegten Autoren, etwa den Schweizer Buchpreisträger Jens Steiner (»Carambole«). Zudem haben Sabine Dörlemann und ihr Verlag die dänische Autorin Helle Helle für deutschsprachige Lesende entdeckt und mehrere ihrer Bücher übersetzt. Wofür sich der Journalist besonders bedankt. Helle hat übrigens noch einen Tipp parat, der auch für Verlagsnamen gilt. »Nennt Eure Kinder nicht Luffe! Die etwas plumpen Flossen von Seehunden heißen Luffe. Das ist ein Spitzname für Tollpatsche.« TOBIAS PRÜWER

Original oder Adaption -

Hauptsache Comic-Kunst

Die beliebten Bildgeschichten werden in Italien liebevoll »Räuchlein« genannt



Verbindet Ägypten und Berlin: Fiors Comic »Hypericum«



Dacia Palmerino

Comics oder Graphic Novels aus Frankreich oder Belgien kennt hier jedes Kind, Mangas aus Japan spätestens jeder Jugendliche. Und wie steht es um die Wort- und Bildkunst aus dem Buchmesse-Gastland Italien? Welche Verbindungen bestehen zu Deutschland? Und warum werden ausgerechnet deutschsprachige Klassiker von italienischen Künstlern adaptiert? Das *logbuch* wagte einen Blick über die Alpen und fragte bei dem Künstler und Autor Manuele Fior sowie dem Künstler-/Autorin-Duo Andrea Grosso Ciponte und Dacia Palmerino nach.

Die reichhaltige und langanhaltende Tradition von Comics in Italien – in der Landessprache als *fumetti*, also »Räuchlein« bezeichnet – reicht bis in das frühe 20. Jahrhundert zurück. Während im geteilten Deutschland der Siebziger der Comic erst langsam an Bedeutung gewann und nicht mehr ausschließlich als »Opium der Kinderstube« verstanden wurde – wie der *Spiegel* noch 1951 titelte –, befand sich Italien bereits in seiner goldenen Phase der Comic-Kultur.

Die Beurteilung des ausgehenden 20. Jahrhunderts fällt unterschiedlich aus. Manuele Fior spricht von einer Flaute in der italienischen Comic-Landschaft, Andrea Grosso Ciponte hingegen erinnert sich an die Neunziger als eine Zeit der Experimente und Möglichkeiten. Diese beiden Ansichten widersprechen sich nicht, denn während seit den sechziger Jahren absolute Comicbuch-Klassiker wie »Corto Maltese« von Hugo Pratt oder »Diabolik« von den Giussani-Schwestern entstanden, zeichneten sich die Neunziger vor allem durch eine Vielzahl von Zeitschriften aus, in denen unterschiedlichste Formen von kleineren Comics Platz fanden. »Aber aktuell besteht das Problem, dass nicht genug Platz für Experimente ist«, bedauert Grosso Ciponte.

»Graphic Novels von bekannten und etwas weniger bekannten Künstlern werden verlegt, aber es gibt die Zeitschriften aus den Neunzigern nicht mehr.«

Auch in den 2000er Jahren ist viel passiert, nicht zuletzt die Gründung von Coconino Press 2000, einem nach wie vor erfolgreichen Comicbuch-Verlag in Italien. Der Verlag ist nach der Landschaft Coconino aus dem Zeitungscaricatur »Krazy Kat« benannt, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den USA veröffentlicht wurde und zu den Ursprüngen der uns heute bekannten Comics gehört. Coconino Press verlegt neben vielen Übersetzungen von Comics anderer Länder auch immer italienische Autoren. Comics oder Graphic Novels seien mittlerweile fest in der Kulturszene und den Feuilletons des Landes angekommen, betont Fior. »Das hat sich in den letzten Jahren sehr entwickelt. Von einem Qualitätsstandpunkt aus betrachtet, ist der Standard sehr hoch, verglichen selbst mit der goldenen Zeit des Comics in Italien. Vom finanziellen Standpunkt aus ist es aber nicht so«, fasst Fior seine Sicht auf den italienischen Comic-Buchmarkt zusammen. Das heißt: »Die Auflagen und Verkäufe der Graphic Novels sind nicht sehr überragend. Es gibt natürlich Autoren mit Bestsellern, aber diejenigen, die ausschließlich von dieser Arbeit leben können, lassen sich an zwei Händen abzählen«, sagt Fior.

Deutlich wird: Italien hat eine reichhaltigere Comic-Tradition als Deutschland. Schade eigentlich, dass hierzulande wenig aus dem diesjährigen Gastland der Frankfurter Buchmesse bekannt ist. Doch wie steht es eigentlich um Verbindungen zwischen Deutschland und Italien? Und spielt die deutschsprachige Comic-Szene in Italien eine Rolle?

Während Grosso Ciponte keine wirklichen Verbindungen zu deutschsprachigen Künstlern hat – ihm fehlen die Möglichkeiten und Orte der internationalen Vernetzung –, ist Fior begeistert von Künstlerinnen wie Anke Feuchtenberger und Ulli Lust, die einen eigenen Stil ausgeprägt haben, der sich laut Fior nicht nur in der Bildsprache, sondern auch in der Erzählweise zeige. Fior lebte für mehrere Jahre in Berlin, was sich auch in seinem aktuellen Werk »Hypericum« niederschlägt. Dadurch kam er neben den oben genannten auch mit ostdeutschen Untergrund-Comics der späten neunziger Jahre in Kontakt, die er als brutal und »ruff« bezeichnet und die ihm eine ganz neue Weise der Comic-Gestaltung aufzeigten. Aus seiner Sicht ist die Verbindung zwischen Comic-Künstlern verschiedener Nationen deutlich enger als in der Prosa-Szene: Comic-Künstlerinnen und -Künstler seien noch deutlicher eine eingeschlossene Subkultur; das habe den Vorteil, dass Texte auch schneller übersetzt werden. Die Erwartungshaltung an die Verkaufszahlen liegt sowieso weit unter denen eines Romans, Verleger anderer Länder entscheiden über eine mögliche Übersetzung daher weniger aus monetären Gründen – und dafür im besten Fall aufgrund bestimmter Qualitätsansprüche, die der Comic erfüllt. Doch diese Verbindung, so betont Fior, besteht nicht exklusiv zwischen Deutschland und Italien, sondern ist sehr international.

Trotz ihrer unterschiedlichen Perspektiven sind die Künstler auch, ohne es zu wissen, miteinander verbunden: Beide haben bereits literarische Klassiker für Graphic Novels adaptiert – in beiden Fällen handelt es sich um deutschsprachige Vorlagen. »Ich habe in Deutschland für Michele Sciarbas Kunstgalerie gearbeitet«, sagt Grosso Ciponte. »Er ist der Verleger der Edition Faust. Ich verstehe mich eigentlich vor allem als Maler, aber wir haben zusammen die »Dust



Andrea Grosso Ciponte

COPYRIGHT: ANDREA GROSSO CIPONTE

men aus der deutschsprachigen Literatur, deshalb tauchen sie in den »Dust Novels« besonders häufig auf.

Fior wiederum wurde von seinem Verleger damit beauftragt, eine literarische Adaption zu schreiben und entschied sich vor allem aufgrund seiner persönlichen Vorliebe für die Zeit der Jahrhundertwende um 1900, genauer für Arthur Schnitzlers »Fräulein Else«. Eine Adaption ist für ihn kein grundsätzliches Bedürfnis, sondern immer an einen ganz bestimmten Text gekoppelt. Neben der Vorliebe für Schnitzler habe das allgemeine Interesse an der Zeit, der aufkommenden Psychoanalyse, der Musik und natürlich auch der bildenden Kunst die Arbeit an der Adaption von

»Fräulein Else« beeinflusst. Vor allem Klimt habe er intensiv studiert, berichtet Fior, um so die Zeichensprache und die Schönheitsideale der Zeit – Körperformen und Kleidungsstil – einfließen lassen zu können. Er wollte die Welt durch die Augen der Künstler des frühen 20. Jahrhunderts



Manuele Fiors »Fräulein Else« (2017)

sehen, um den bestmöglichen Weg zu finden, einen rein literarischen Text in eine Graphic Novel zu transformieren.

Die Arbeit an einer Adaption ist für Fior grundsätzlich von der an einem eigenen Werk zu unterscheiden: »Normalerweise stelle ich mir die Frage: Warum erzähle ich diese Geschichte?«, sagt er. »Diese Frage ist bei einer Adaption schon beantwortet. Sie verschiebt sich deswegen hin zu

der Überlegung: Wie erzähle ich die Geschichte? Der Grund, warum ich sie erzähle, ist die Liebe für das Original und der Wunsch danach, der Autor dieses Textes zu sein. Also erschaffe ich mit der Graphic Novel zumindest meine eigene Version.«

Auch für Grosso Ciponte liegt die Besonderheit einer literarischen Adaption in der gestalterischen Freiheit. Bei Schillers »Geisterseher« haben er und Palmerino ein Ende an das originale Fragment gefügt, bei Kleists »Marquise von O.« sei es ihnen vor allem darum gegangen, den Geist der Geschichte aufrechtzuerhalten, während sich die eigentliche Handlung nur sehr lose am Original orientiert. Die Gestaltung solle trotz allen Adaptierens frei und unverkrampft bleiben. »Es ist sehr stimulierend, im Kontakt mit klassischer Literatur zu stehen und eine Verbindung zum ursprünglichen Autor herzustellen«, findet Palmerino.

Während Fiors einzige Adaption aus einem Auftrag des Verlegers heraus entstand, ist es bei Grosso Ciponte und Palmerino genau umgekehrt. Ihre nicht adaptierten Texte, »Martin Luther« und »Freiheit«, resultierten jeweils aus Aufträgen. Durch den jeweiligen historischen Kontext – »Freiheit« handelt von der Widerstandsgruppe Weiße Rose – war aber auch dabei die Arbeit nicht vollkommen uneingeschränkt, berichten beide. Generell scheint es so, als würde vor allem Grosso Ciponte seine künstlerische Freiheit weniger an vorhandenen Textvorlagen messen, als vielmehr an Möglichkeiten für Experimente. In seinem jüngsten Beitrag zu den »Dust Novels«, »Der Untergang des Hauses Usher«, arbeitet der Maler mit Künstlicher Intelligenz, nutzt deren problematische und sonst als Fehler angesehenen Eigenheiten absichtsvoll zur Gestaltung der Geschichte. »Martin Luther« ist am Computer 3-D-generiert.

An den Geschichten von Grosso Ciponte und Palmerino lässt sich ihr Wunsch nach Experimenten ebenso ablesen, wie an Fiors Comics zu erkennen ist, dass eine zuvor noch nicht erzählte Geschichte gezeigt werden soll. In beiden Fällen, Adaption oder Original, sind die Künstler in ihrem Anspruch, etwas Neues zu erschaffen, vereint. JOACHIM KERN

»Verlegen ist eine große Bühne«

Gespräch mit Monika Lustig über Übersetzende als Visionäre und Bücher, die man streicheln möchte

Mediterrane Sprachwelten erkundet die Übersetzerin Monika Lustig mit ihrem Verlag Edition Converso. Bei dessen Gründung im Jahr 2018 glaubte sie an Literatur und Schönheit, war aber ohne kaufmännische Expertise. Unter dem Dreizack der Amphitrite birgt sie Schätze aus den Kulturen des gesamten Mittelmeerraums: Erzählliteratur, Sachbuch, Pamphlet, Lyrik; sie will die Kehrseite der Dinge ans Licht holen, gegen Klischees und aalglatte Oberflächen.

Die Verlegerin machte in Heidelberg ihren Magister in Philosophie und Germanistik, doch statt zu promovieren, wanderte sie nach Italien aus. Auf Elba betrieb sie eine Sprachschule, in Sardinien war sie Landwirtin, nach Sizilien kam sie wegen einer Auftragsarbeit für einen deutschen Verlag und kehrte immer wieder zurück. Nach 21 Jahren verließ sie 2001 aus noch immer ungeklärten Gründen ihre italienische Heimat. Seit 1989 arbeitet sie als literarische Übersetzerin.

Sie arbeiteten viele Jahre als Übersetzerin in Italien. Wie kam es zur Idee, einen Verlag zu gründen?

Als Übersetzerin in Italien war ich am Quell der Literatur und stets mit Leidenschaft kreativ unterwegs. So wurde es auch mir zum Bedürfnis, ein Gesamtkunstwerk, sprich: einen Verlag, zu schaffen. Überdies brauchte ich fürs Alter eine Aufgabe, die mich in Spannung hält. Während meines italienischen Lebens störte mich immer wieder jene stereotype Sichtweise der Deutschen auf die komplexe italienische Realität. Diese Störung floss in mein Verlagsprogramm ein, das sich den mediterranen Sprachwelten des gesamten Mittelmeerraums widmet. Zündungsfunken war der Palermo-Krimi von Santo Piazzese, »Blaue Blumen zu Allerseelen«, für den sich kein Verlag finden ließ. »Dann mach ich selber einen!«, dachte ich mir.

Gibt es etwas Verbindendes innerhalb des Mittelmeerraums?

Das Mittelmeer ist zu einem riesigen Friedhof der Nichtbestatteten geworden, Festungsgraben der Festung Europa, und umkämpftes, geostrategisches Territorium um Bodenschätze und Fischfangquoten. Es wird zugleich aus einer fragmentarischen Perspektive wahrgenommen: französische Méditerranée, deutsche Italiensehnsucht, das Abendland der griechisch-römischen Antike.

Unter dem Dreizack der Meeresgöttin Amphitrite, der wahren Herrscherin über das Meer und den Fischfang, werden die Küsten des gesamten Mittelmeers, einschließlich Adria, abgeschritten und die Literaturen ihrer vielen Sprachen geborgen, damit diese Region wieder als eine zusammenhängende verstanden wird. So war es vor Jahrhunderten der Fall, als dort die weltweit intensivsten Wechselwirkungen zwischen Gesellschaften stattfanden, in gegenseitiger Befruchtung ihrer Kulturen. Das Mittelmeer als Hort der menschlichen Zivilisation: eine Rolle, die es unbedingt wieder spielen sollte.

Wie finden Sie die Bücher, die Sie verlegen – oder wie finden die Bücher Sie?

Auf der Suche nach passenden, oft im Schatten liegenden, politisch unbequemen Texten, arbeite ich eng mit meinen Übersetzenden zusammen; sie sind Visionäre, denken ein



Monika Lustig bildet den Mittelmeerraum in ihrem Verlag ab

Buch, wenn es sie erwählt, gleich in ihrer Sprache. Sie gehen den Autor:innen ideal zur Hand, einer neuen Vollendung entgegen. Als Co-Autor:innen haben sie deshalb ihren festen Platz auf dem Cover.

Ich lasse mich auch von Verlagskatalogen aus vielen Ländern verführen, manchmal auch von Autor:innen inspirieren. Nach dem Motto »lebenslanges Lernen« initiiere ich außerdem eigene Projekte, wie anlässlich des hundertsten Jahrestags der Kleinasiatischen Katastrophe das Buch der Pontos-Griechin Maria Topali, das auf einem Gedichtkonvolut aufbaut und zu einem veritablen historisch-biografischen Essay wurde.

Was ist das Schönste und das Herausforderndste an der Arbeit als Verlegerin?

Das Verlegen ist eine große Bühne, auf der die Stimmen der Bücher in einen intensiven Dialog mit dem Publikum treten. Das Schönste sind Rückmeldungen von Literaturliebenden, die, hinter einem Buch das ganze Konzept erkennend, den Dialog fortsetzen wollen. Lustvoll ist für mich auch das Gestalten der Bücher, das Suchen der passenden Motive fürs Cover oder den Vorsatz, da lasse ich auch mal eigens Bilder malen wie beispielsweise für die Bücher von Fabio Stassi oder verwende existierende Werke wie bei dem Roman »Ich, der Sohn« von Giosuè Calaciura. Zudem habe ich für fast alle Bücher Postkarten mit Fischen oder anderem zu den jeweiligen Regionen passendem Wassergetier zeichnen lassen, von Karsten Müller, Gabriele Scattu und Robert Kuschera. Ganz süß finde ich den südslowenischen Grottenolm für meine zwei slowenischen Titel: »Du existierst nicht« von Micha Mazzini und »Denk an mich auch in guten Zeiten« von Maja Gal Štormar; beide hat Ann Catrin Bolton übersetzt.

Die Herausforderung: zu sehen, wie das Buch zur x-beliebigen Ware wird, für das es keine natürliche Nachfrage gibt. So muss ein kostenträchtiger Apparat in Gang gesetzt werden, um für jeden Titel ebendiese Nachfrage zu erzeugen.

Was sind Ihre persönlichen literarischen Tipps zum Gastlandauftritt Italiens?

Zu diesem Anlass habe ich ein Booklet produziert, das gratis beim Verlag zu beziehen ist: »Literarisches Italien. Zu Wasser und zu Lande. Vulkanisch. Unwiderstehlich«. Es stellt die 16 Bücher von acht Autorinnen und Autoren aus vier Regionen aus meinem Verlag vor und enthält einen tollen Text von Angelika Stepken, »Black Italy«. Auf dem Cover steht ein Zitat von Dante Alighieri aus »De Vulgari Eloquentia«: »Wir hingegen, denen die Welt Heimat ist wie den Fischen das Meer ...«

»Die vorlaute Fischhändlerin« von Marino Moretti ist ein üppiges Porträt der Region Romagna, sprachlich brillant, ironisch-scharfgefeilt, übersetzt von Judith Krieg. Hier wird das Patriarchat mal von Seiten der Kultur der Arbeit so richtig aufgemischt. Am Ruder eine starke Frau. Klar.

In »Die Seele aller Zufälle« von Fabio Stassi, übersetzt von Annette Kopetzki, wird mit dem römischen Bibliothekaren und Detektiv Vince Corso eine Hymne auf die Literatur und ihre Heilkräfte angestimmt. Das Buch erscheint bereits in der dritten Auflage.

Meine letzte Empfehlung ist ein *J'accuse*, das heute lauter denn je in den Ohren klingt: »Die Affaire Moro. Ein Roman« von Leonardo Sciascia, von mir neu übersetzt. Eine nackte und unerbittliche Suche nach der nackten und unerbittlichen Wahrheit über die Hintergründe der Entfüh-

rung und Ermordung des italienischen Spitzenpolitikers Aldo Moro durch die Brigade rosse im Jahr 1978. Das Thema: die zynische Sprache der Macht, die verbrecherischen Strukturen des Staats, der Verlust sämtlicher moralischer, christlicher Werte einer Politikerriege, die nur auf Machterhalt aus ist.

Sie haben dieses Jahr den Verlagspreis des Landes Baden-Württemberg erhalten. Was bedeutet diese Auszeichnung für Sie?

Anerkennung, wie wir sie lebensnotwendig brauchen. Eine schöne Laudatio von Tom Erben, der von der Wiedererkennungbarkeit meiner Bücher sprach. Und von ihrer Ästhetik: »Man möchte sie am liebsten streicheln.«

Was wünschen Sie sich von staatlicher Seite für unabhängige Verlage?

Dass es überhaupt staatliche Unterstützung braucht, ist schon ein sinnfälliges Zeichen dieser Gesellschaft. Ich wünschte mir eine Tradition wie in Katalonien: zu San Jordi, auch Welttag des Buches – der das ganze Jahr anhalten sollte –, werden Rosen und Bücher geschenkt. Die Straßen sind voller Bücherstände. Aber Tradition und Liebe sind etwas Gewachsenes. Für die vielgepriesene Demokratie braucht es ein breites, unabhängiges Verlagsspektrum, kulturelle Identität, Freiheitserfahrung im Lesen. Ich wünsche mir, dass die Förderprogramme anderer Länder genau unter die Lupe genommen werden und das Beste daraus in eine strukturelle Verlagsförderung in Deutschland einfließt.

INTERVIEW: TÜNDE MALOMVÖLGYI

► www.edition-converso.com

ANZEIGE



Dresden Frankfurt
Dance Company



Termine & Tickets
www.dfcd.de



Sechs neue Bücher aus Italien



► Francesca Maria Benvenuto: Dieses Meer, dieses unerbittliche Meer. Aus dem Italienischen von Christine Ammann. München: Antje Kunstmann 2024. 175 S., 22 €



► Giulia Baldelli: Das Schweigen meiner Freundin. Aus dem Italienischen von Elisa Harnischmacher. Köln: Dumont 2024. 496 S., 25 €



► Davide Coppo: Der Morgen gehört uns. Aus dem Italienischen von Jan Schönherr. München: Kijona 2024. 240 S., 24 €



► Ginevra Lambert: Der Aufruhr unserer Herzen. Aus dem Italienischen von Annette Kopetzki. München: Piper 2024. 272 S., 22 €



► Gianfranco Calligaris: Wie ein wilder Gott. Aus dem Italienischen von Karin Krieger. Wien: Paul Zsolnay 2024. 208 S., 24 €



► Ada D'Adamo: Brief an mein Kind. Aus dem Italienischen von Karin Krieger. München: Eisele 2024. 192 S., 22 €

Die Sommer der Kindheit

Leseempfehlung: Giulia Baldellis Debüt
»Das Schweigen meiner Freundin«

Die ehrgeizige Giulia, die schöne, schweigsame Christi und der ebenfalls schöne, außerdem mutige Mattia lernen sich als Kinder kennen – und kommen nicht los voneinander, umkreisen sich ihr Leben lang. Davon erzählt die in Bologna lebende Autorin Giulia Baldelli in ihrem Debütroman. Sie folgt ihrer gleichnamigen Ich-Erzählerin durch die Jahre, beginnend in ihrer Kindheit in einer kleinen Stadt in den Marken. Als Zehnjährige soll sie Verantwortung für die jüngere Christi übernehmen, die, von ihrer Mutter vernachlässigt, den Sommer bei ihrer Großmutter verbringt. Ihr Unmut über das stille Kind, das ihr von nun an folgt, verwandelt sich bald in Faszination, in eine enge Freundschaft und erste, kindliche Küsse. Bis der gleichaltrige Mattia auftaucht, ebenfalls Gast nur für den Sommer, der das Band der zwei Mädchen zu zerstören droht. Auch später als junge Erwachsene in Bologna changieren die drei zwischen Nähe und Abwehr, zerreißen immer wieder die Bande zueinander, nur um sie wenig später wieder zu knüpfen.

Das liest sich vor allem im ersten Teil sehr spannend. Baldelli gelingt mit ihrer atmosphärisch dichten Sprache eine detaillierte Zeichnung der Lebenswelt ihrer Hauptfiguren, knüpft politische Themen ein, wenn sie etwa von der Arbeitslosigkeit von Giulias Vater erzählt und vom sozialen Abstieg der Familie, dem darauffolgenden Verkauf des geliebten Familienhauses mit dem Aprikosenbaum im Garten. Mit zunehmender Erzählung jedoch werden die Motive der Figuren für ihre jeweiligen Handlungen immer weniger nachvollziehbar. Es bleibt beispielsweise unverständlich, warum Giulia und Mattia auch nach Jahren immer wieder in Christis Bann geraten, was genau ihren Zauber ausmacht. Trotzdem: Gerade auch wegen der unaufgeregten Schilderung weiblichen Begehrens, wegen des Tempos und der Leichtigkeit von Baldellis Erzählweise ist das Buch eine Leseempfehlung über den Sommer hinaus.

EVA BURMEISTER

Schrei nach Liebe

Davide Coppo zeichnet in seinem Debüt den Weg eines Jugendlichen zu den neuen Rechten

Warum wird man Faschist, wenn man so jung und eigentlich alles in Ordnung ist? Das Wort selbst vermied ich anfangs noch. Es machte mir Angst, fühlte sich diffus verboten an, und ich empfand ihm gegenüber eine gewisse Ehrfurcht«, sagt Ettore, der Protagonist in Davide Coppo's Debütroman »Der Morgen gehört uns«.

Wir befinden uns in Italien, konkret in Mailand, Anfang der Zweitausender. Ein etwas schüchterner Junge hadert mit dem Heranwachsen, den inneren wie äußeren Veränderungen. Aus einem Industriegebiet bei Mailand stammend wechselt er nach der Mittelschule, dem symbolischen Ende der Kindheit, auf ein großes Gymnasium in der Stadt. Und er kommt nicht zurecht, fühlt sich ausgeschlossen, unzulänglich, außen vor, er findet keine Freunde und zu Hause wird auch hauptsächlich geschwiegen. Ein Setting, das ihn in die Arme der Kameraden von der Federazione führt, einer faschistischen Jugendorganisation. Es ist eine Verführung mit einem Hauch des Verbotenen, für Ettore aber auch Halt, Bindung, Anerkennung und dann irgendwann die Überzeugung, das Richtige zu tun. Auf der Seite der Gerechten zu stehen.

Anders als in den deutschen Romanen zu den Baseballschlägerjahren wird hier das individuelle Abrutschen auf »die falsche Seite« skizziert, wie das Buch auf Italienisch heißt, in einer an sich funktionierenden Welt, die einen eben nur nicht beachtet. Von einer gefährlichen Anziehung aus der Vergangenheit des Autors ist die Rede, der Text sei aber nicht autobiografisch. Sprachlich bleibt er leider dennoch im biografisch-berichtenden Stil des Ich-Erzählers, der fast nüchtern die Reihe falscher Abbiegungen beschreibt, die ihn, den verunsicherten, einsamen Suchenden zum jungen Faschisten machten – obwohl er eigentlich nur mehr Liebe brauchte. MARTINA LISA

Bottego geht zugrunde

Gianfranco Calligarichs »Wie ein wilder Gott« ruft den Gott des Gemetzels an

Titelheld Vittorio Bottego war Soldat, Abenteurer und Afrikaforscher, Leitspruch: »Zerstören oder zerstört werden.« Während seiner sogenannten Forschungsreisen in Ostafrika ging er brutal und rücksichtslos gegen die eigentlichen Bewohnerinnen und Bewohner des Landes vor. Bauern, gemietete Askaris und Träger sowie seine eigenen Leute ließ er wegen geringer Vergehen auspeitschen und bei Fluchtversuchen erschießen. Folgerichtig steigen wir in »Wie ein wilder Gott« in eine Erschießungsszene ein, in der Bottego wie ein wildes Tier den Gott des Gemetzels anruft.

Bottego war ein unruhiger Geist, der auflebte, wenn ihm unerträgliche Hitze, Fieber und arme Ureinwohner, von ihm zumeist Banditen genannt, zusetzten. Die Locals wussten, dass von weißen »Reisenden« mit waffenstarrer Eskorte nichts zu erwarten war als Unterdrückung und Tod. Unter dem Forschungsdeckmäntelchen suchte Bottego nach schiffbaren Flüssen, zu übernehmenden Handelsplätzen und Gegenden für künftige italienische Siedler. Dafür hatten ihn der italienische König und weitere Gönner gen Afrika entsandt.

Calligarich hat ein gutes Buch geschrieben, obgleich er es uns Leserinnen und Lesern nicht leicht macht. Er hat die Figur des pensionierten Präsidenten der Geographischen Gesellschaft erschaffen, »ein gut siebzigjähriger Nichtstuer«, der uns in der Rückschau vom bitteren Leben, Lieben und Sterben Bottegos berichtet. Im deprimierten Ton eines in Langeweile gealterten Mannes erzählt der Präsident von Gier und dem Willen nach Macht inmitten albaufsteigender Härte. FRANK WILLMANN

Mord als Notwehr?

»Dieses Meer, dieses unerbittliche Meer« wagt einen Blick auf die unterste Hierarchie-Ebene der Camorra

Die Beurteilung einer Romanübersetzung ist immer problematisch, vor allem, wenn die Sprache nicht nur die Handlung vermittelt. Der Ich-Erzähler Zeno, der in diesem zwischen Tagebuch- und Briefform changierenden Roman seine Geschichte erzählt, ist Neapolitaner. Er selbst betont, dass dies etwas vollkommen anderes ist, als Italiener zu sein, sowohl von der Mentalität her als auch von der Sprache. Zum besseren Verständnis erlaubt er seiner Lehrerin, seine Texte zu korrigieren, aber nur so weit, dass man sein wahres Ich noch erkennt, schließlich hat Zeno seine Prinzipien: »Ich hab in meinem Leben geklaut, gedealt und sogar gemordet, aber nie einen beschissen.« In der deutschen Übersetzung wird versucht, diese Authentizität mit verschiedenen bewussten Rechtschreib- und Grammatikfehlern zu erzeugen, was leider nur bedingt funktioniert und eher gewollt als jugendlich wirkt.

Abgesehen davon handelt es sich aber durchaus um interessante Aufzeichnungen eines 15-Jährigen, der 1991 im Gefängnis von seiner Lehrerin überzeugt wird, den Text zu schreiben. Er berichtet von seiner Vergangenheit als Drogendealer für die Camorra und von der Perspektivlosigkeit der meisten Familien im neapolitanischen Viertel Forcella. Das Mafia-Leben wird dabei keineswegs glorifiziert, sondern als das gezeigt, was es ist: ein risikoreicher, aber für die ansässigen Menschen alternativloser Weg aus der Armut. Diese wird wirkungsvoll vermittelt. Für Leserinnen und Leser von Roberto Savianos Büchern schafft es der Text dabei aber nicht, etwas wirklich Neues zu erzählen. JOACHIM KERN

Enge und Aufbruch

»Der Aufruhr unserer Herzen« von Ginevra Lamberti erzählt von der jüngeren italienischen Vergangenheit

Die Sechziger und Siebziger in einem Tal in Norditalien: Das ist der Rahmen, in dem Costanza aufwächst, im »gelben Haus« ihrer Eltern Tiziano und Augusta, mit denen sie abseits der Blutsverwandtschaft wenig verbindet. Es ist die Enge des Dorfes, seine Konventionen, die sie in die Flucht schlagen – erst nur für kurze Zeiträume, später für länger. Sie geht nach Rom, zu ihrem Geliebten Claudio, der dem Heroin verfallen ist, bevor sie mit ihm und ihrer Tochter Gaia in das Tal zurückkehrt.

Von einem Italien der Vergangenheit, der Enge wie des Aufbruchs, erzählt die in Rom lebende Autorin Ginevra Lamberti in ihrem dritten Roman. Sprachgewaltig schildert sie aus verschiedenen Perspektiven das Leben zwischen bäuerlichen Traditionen wie der Branntwein-Destillation und den gefährlichen Versprechungen des Lebens außerhalb des Dorfes. Durch ihre nicht-chronologische Erzählweise schafft Lamberti, gekoppelt mit der Vielzahl ihrer Figuren, ein komplexes Panorama der jüngeren italienischen Geschichte – aber auch ein großes Verwirrungspotenzial. Nicht selten kommt man durcheinander, werden wichtige Ereignisse erst mal nicht auserzählt, fügt sich das Puzzle von Costanzas und Claudios Geschichte erst zu einem späteren Zeitpunkt zusammen. Und das hat seinen Reiz. Es ist eine harte Geschichte, die Lamberti erzählt, eine, die wenig Hoffnung beinhaltet für ihre Hauptfiguren. Doch an ihrem Ende steht ein Aufbruch – trotz des Eindrucks, dass »das Tal kein Ort, sondern eine Zeit ist, die nie enden will, und das Leben hier [...] keine Zeit, sondern ein Ort, an dem es keinen Ausgang gibt«.

EVA BURMEISTER

Last und Liebe

Strega-Preis für Ada D'Adamos Abschiedsbrief an ihr behindertes Kind

Zwei Diagnosen, die der Tochter und die der Mutter, bilden den Ausgang für den autofiktionalen »Brief an mein Kind« von Ada D'Adamo. Daria kommt mit einer Fehlbildung des Gehirns auf die Welt, sie wird nie laufen, nie sprechen und nur eingeschränkt sehen können, leidet unter Schlafstörungen und epileptischen Anfällen. Ada, die Mutter, das schreibende Ich, ist wie die Autorin Tänzerin und schreibt über die zeitgenössische Tanzszene. Der Krebs macht sie am Ende selbst zum Pflegefall.

Es geht um das Alleingelassenwerden im Diagnoseprozess, im Krankenhaus, zu Hause und während der Pandemie. Es geht ums Mutterwerden, um die Erfahrung, sich in der Zuschreibung »die Mama von« zu verlieren. Es geht um das quälende Was-wäre-wenn: Wenn Darias Behinderung in der Schwangerschaft nicht übersehen worden wäre, hätte sie sich dann für eine Spätabtreibung entschieden? Es geht um Fragen, die Ada manchmal beantwortet und manchmal nicht.

Doch trotz der heftigen Thematik ist »Brief an mein Kind« kein schweres Buch. D'Adamo zeigt uns in klarer Sprache das Leben einer Familie, das von Behinderung und Krankheit bestimmt ist. Der Text ist auch Zeitdokument und spiegelt die Erfahrungen vieler Leidtragender eines unzureichenden Gesundheitssystems wider. Gleichzeitig ist D'Adamos ehrliche Erzählung von erkennbar literarischem Wert. Dafür gab es den Strega-Preis, die wichtigste Auszeichnung für italienische Literatur. Ihr erstes literarisches Werk bleibt gleichzeitig ihr letztes – Ada D'Adamo verstarb im April letzten Jahres.

JENNIFER RESSEL

»Es wird viel über das alltägliche Leben geschrieben«

Die italienische Germanistin Isabella Ferron im Interview über die Literaturlandschaft ihrer Heimat

Verwurzelt in der Zukunft« ist das italienische Motto der diesjährigen Frankfurter Buchmesse. Nach 36 Jahren ist Italien dort wieder Gastland. Die promovierte Germanistin Isabella Ferron hat in Venedig und Tübingen Germanistik, Anglistik und deutsche Sprachwissenschaft studiert und ist derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Modena und Reggio Emilia. Ferron spricht über italienische Klassiker, Schullektüre in Italien und die Bedeutung von Dante.

Welche italienischen Bücher sollte man gelesen haben?

Das ist von Person zu Person sehr unterschiedlich und hängt auch sehr vom Genre ab. Beliebt sind beispielsweise die Krimis von Carlo Lucarelli oder Andrea Camilleri. In den letzten Jahren tauchen auch zunehmend mehr Frauen in der italienischen Literaturlandschaft auf, unter anderem die 2023 verstorbene Michela Murgia, die sich für die Rechte von Frauen und von queeren Personen eingesetzt hat. Ebenfalls beliebt sind die historischen Romane von Antonio Scurati oder Valerio Evangelisti. Besonders bekannt ist zudem auch Elena Ferrante, wobei die Meinungen über sie gespalten sind. Die einen lieben sie, die anderen finden sie eher durchschnittlich.

Welche Themen stehen im Fokus der italienischen Literaturszene?

Es wird viel über das alltägliche Leben geschrieben. In dem Roman »Come d'aria« (dt. »Brief an mein Kind«) von Ada D'Adamo, der 2023 mit dem wichtigsten italienischen Buchpreis Premio Strega ausgezeichnet wurde, geht es beispielsweise um eine Mutter-Tochter-Beziehung. Dabei werden die kleinen Dinge in den Vordergrund gerückt: Es geht um Krankheit und die Erzählung des Alltags. Die italienische Literaturlandschaft ist aktuell von solchen realistischen Erzählungen geprägt.

In Deutschland wird derzeit vielfach das Thema Migration aufgegriffen – wie bedeutend ist dieses Thema in Italien?

Insbesondere Autorinnen und Autoren, die selbst einen Migrationshintergrund haben, schreiben über postkoloniale und postmigrantische Themen. Allen voran Igiaba Scego mit »La linea del colore« oder Adrian Bravi. Dennoch bilden diese Themen nicht den Kern der aktuellen Literaturdebatte. Sie bleiben parallel zum Mainstream und sind nicht so etabliert wie in Deutschland.

Was ist Schullektüre in Italien?

Die Schülerinnen und Schüler beschäftigen sich vor allem mit den Klassikern. Aus dem 19. Jahrhundert stehen Gedichte von Giacomo Leopardi und der Roman »I Malavoglia« (dt. »Die Malavoglia«) von Giovanni Verga auf dem Lehrplan und aus dem 20. Jahrhundert Gabriele D'Annunzio, Italo Calvino und Giuseppe Ungaretti. Auch der historische Roman »I Promessi Sposi« (dt. »Die Verlobten«) von Alessandro Manzoni spielt in der schulischen Ausbildung eine große Rolle. Der italienische Klassiker »Divina Commedia« (dt. »Die göttliche Komödie«) von Dante Alighieri begleitet die Jugendlichen während ihrer gesamten Schulzeit.

Worum geht es in der göttlichen Komödie?

»Die göttliche Komödie« ist die bekannteste Dichtung der italienischen Literatur und gilt als Grundlage für die moderne italienische Sprache. Im 14. Jahrhundert geschrieben, knüpft Dantes Werk an mittelalterliche Visionen vom Jenseits an und erzählt aus der Ich-Perspektive des Autors eine allegorische Reise durch die drei Reiche des Jenseits: Hölle, Fegefeuer und Paradies.

Dante findet sich sogar auf der italienischen Zwei-Euro-Münze wieder. Wie schätzen Sie seine Bedeutung im modernen Italien ein?

Dante ist immer noch sehr bedeutend. Vor vier Jahren wurde der Dantedi ins Leben gerufen: ein nationaler Gedenktag zu Ehren Dantes. 2021 wurde anlässlich seines



FOTO: PRIVAT

Germanistin aus dem Gastland: Isabella Ferron

700. Todestages das Dante-Jahr gefeiert, mit vielen Veranstaltungen rund um den Dichter. Dante wird jedoch auch immer wieder politisch instrumentalisiert. Im Januar 2023 behauptete der Kulturminister Gennaro Sangiuliano aus der rechtskonservativen Partei Fratelli d'Italia in einem Interview: »Der Begründer des rechten Denkens in Italien war Dante Alighieri: Die Rechte hat Kultur, sie muss sie nur bekräftigen.« Im Mai 2024 kam es erneut zu Debatten, als ein Lehrer in Norditalien muslimische Kinder davon befreien wollte, Dante zu lesen, da der Prophet Mohammed sich in der »Göttlichen Komödie« in der Hölle befindet.

Antonio Scurati und Roberto Saviano, zwei bedeutende Autoren, die sich regierungskritisch geäußert haben, wurden von Italien nicht auf die Autorenliste für die Buchmesse gesetzt. Kann man daraus eine Einflussnahme der Regierung unter Meloni auf die Literaturszene erkennen? Dass Saviano und Scurati nicht auf die Autorenliste gesetzt wurden, hat für viel Aufruhr gesorgt und selbst einige Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die sonst eher politisch vorsichtig sind, haben sich dazu geäußert. Im Moment merkt man jedoch keinen direkten Einfluss der Regierung auf die Bücherbranche. Ende Juli hat die Europäische Union Italien hingegen gewarnt, dass es in dem Land Risiken für Pressefreiheit und Unabhängigkeit gebe. INTERVIEW: SANJA STEINWAND

Gretchenfrage

Wie hielten es italienische Nobelpreisträger mit der Politik? Mal so, mal so

Die Macht, und zwar jede Macht, fürchtet nichts mehr als das Lachen, das Lächeln und den Spott.« – Zu seiner Nobelpreisverleihung 1997 brachte Dario Fo (1926–2016) sein Verhältnis zur Macht klar zum Ausdruck. Was den Dramatiker, der zum Theater ging, um Hanswurst, nicht Hamlet, zu spielen, nicht daran hinderte, auch das politische Pflaster zu betreten – um gegen Rechts anzutreten. Fo ist einer von sechs italienischen Literaturnobelpreisträgern. Nicht alle hielten Distanz zum Faschismus.

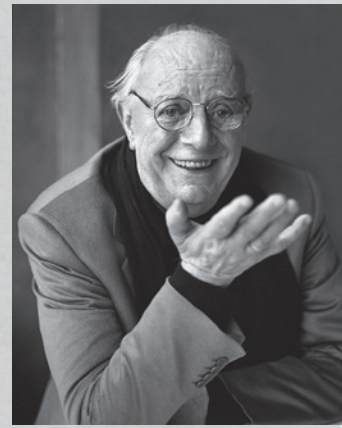
Nun müssen politische Bekenntnisse nicht den interessieren, der einfach lesen möchte. Zumal in keinem Werk der italienischen Nobelpreisträger faschistische Elogen zu finden sind, wie es etwa bei Ezra Pound der Fall ist. Interessant ist ihr Verhältnis zur Politik aber allemal, gelten ausgezeichnete Literaten doch als die Intellektuellen per se. Und da ist die Trennung zwischen Autor, privater und öffentlicher Person nicht so einfach.

Zum Beispiel wird Grazia Deledda (1871–1936) häufig als begeisterte Mussolini-Anhängerin bezeichnet. Sie wuchs unter Analphabeten auf Sardinien auf, das auch zu ihrem literarischen Schauplatz wurde. Einmal gefragt, wie sie zum Faschismus stehe, erwiderte sie, dass sie diesen liebe. Das war 1927, danach äußerte sie sich nicht mehr politisch. Eine Kritikerin vermutet, dass es Deledda beim Lob vor allem ums faschistische Familienbild ging. Das wirkt merkwürdig, da aus ihrem Werk ein starkes Frauenbild spricht. Das verkörperte die Autodidaktin, die mit 17 ihre erste Erzählung veröffentlichte, auch selbst. Während der Faschismus die Frauen an den Herd kettete, veröffentlichte sie Roman um Roman. Grazia Deledda schrieb allerdings auch ein Schulbuch fürs Bildungsministerium. Vielleicht muss man damit leben, dass auch Nobelpreisträger Konformisten sein können.

Als ein solcher Angepasster wird auch Luigi Pirandello (1867–1936) gern gedeutet, der sich selbst als »unpolitisch« inszenierte. Zwar habe er früh und unterwürfig den »Duce« um Aufnahme in die faschistische Partei gebeten, aber in Südamerika auch Exilanten getroffen. Der Erste Weltkrieg habe ihn verstört, ist zu hören. Komisch, dass er dann die Medaille des Literaturnobelpreises, den er 1934 erhielt, einschmelzen ließ, um Mussolinis Abessinienkrieg zu unterstützen. Der Literat, heute vor allem als Schöpfer von »Sechs Personen suchen einen Autor« bekannt, forderte von einer Zeitung die Richtigstellung, er sei weiterhin »überzeugter Faschist«. Gewiss, Pirandello war nicht nur



FOTO: WIKIMEDIA



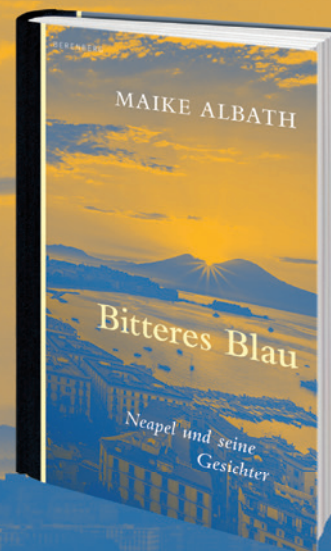
Salvatore Quasimodo und Dario Fo

literarisch ein Meister im Spiel mit Masken. Einmal zerriss er aus Wut vor der Regierung seinen Pass, nur um von dieser pflichtschuldig ein neues Dokument zu erhalten. Vielleicht steckte er mit dieser in einem Abhängigkeitsverhältnis: Beide brauchten einander. Die Faschisten schmückten sich mit ihm und er wurde von ihnen protegiert. Seinem Lebensmotto »decenza« (Anstand) blieb Eugenio Montale (1896–1981) auch während des Faschismus treu. Wenn man will, kann man ihn den Lyriker der inneren Emigration nennen. Er verlor unter anderem seinen Job, weil er nicht in die Partei eintrat. »Da ich von allem Anfang an eine vollständige Disharmonie mit der mich umgebenden Wirklichkeit empfunden hatte«, erklärte er, »konnte der Stoff meiner Inspiration nichts anderes sein als eben diese Disharmonie.« Berühmt sind die Schlusszeilen seines Gedichts ohne Titel: »Nur eines ist's, das heut wir sagen können: was nicht wir sind, was nicht wir wollen«. Diese Verse wurden zum Trostmotiv der Andersdenkenden.

Dass im Jahr 1959 nicht Montale, sondern zunächst Salvatore Quasimodo (1901–68) den Nobelpreis erhielt, empföte das italienische Publikum. Wohl auch, weil der Lyriker ein entschieden politischer Mensch war. Im Zweiten Weltkrieg ging er in den Widerstand und kämpfte gegen die Faschisten. Diese Erlebnisse prägten ihn tief, auch sein Werk. »Das Wahre ist der Mensch«, und die Dichter seien Dolmetscher der Trauer und der Tränen. Literatur müsse sich engagieren, so Quasimodo. Als er in Stockholm den Nobelpreis entgegennahm, referierte er einmal mehr übers Verhältnis von Dichtung und Politik: »Der Politiker will, dass der Mensch mutig sterbe, der Dichter dagegen, dass er mutig lebe, womit der Dichter zum verschworenen Feind jeder etablierten Ordnung wird.« TOBIAS PRÜWER

ANZEIGE

»Ein wunderbares,
ein augenöffnendes Buch ...
Unbedingt lesen!«
Denis Scheck, *Druckfrisch*



Maïke Albath
Bitteres Blau
Neapel und seine Gesichter
352 Seiten · Halbleinen
ISBN 978-3-949203-90-9
26 Euro



BERENBERG
www.berenberg-verlag.de



Home is where your heart is: Das Team von Voland & Quist

Rock'n'Roll statt Klassik

Voland & Quist steht für mutige Literatur, die in keine Schubladen passt – in einer Zeit, in der den Independents der Wind kräftig entgegenbläst, feiert der Verlag, der neuerdings unter dem Kürzel VQ labelt, seinen 20. Geburtstag

Vielleicht ist es einer dieser klitzekleinen Glücksmomente der Verlagsgeschichte, dass das Westfernsehen erst ein Jahr vorm Ende der DDR ankam im Dresdner Plattenbaugebiet Prohlis, Außenposten des Tals der Ahnungslosen, per Gemeinschaftsantenne. Bis zum zarten Alter von zwölf schmökert sich Leif Greinus deshalb, mangels »Schlumpfen« und »Bonanza«, durchs Bücherregal der Eltern. Weltliteratur von Jack London bis Georges Simenon. Nachhaltigen Eindruck hinterlässt auch ein Band aus dem Aufbau-Verlag, Michail Bulgakows »Meister und Margarita« aus der Taschenbibliothek der Weltliteratur.

Dreizehn Jahre später, 2001, klopft plötzlich, leichten Schwefelgeruch verbreitend, ein gewisser Voland an, als Leif Greinus und Sebastian Wolter, Studenten an der Leipziger Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur, über einer Seminararbeit brüten: eine Controlling-Fallstudie zur Gründung eines Verlags. Aber wie soll das Kind heißen? Nach dem diabolischen Voland aus Bulgakows Roman meldet sich der friedensstiftende Onno Quist aus Harry Mulischs »Die Entdeckung des Himmels«. Voland & Quist, das klang damals solide wie eine Familienfirma in fünfter Generation, gleichzeitig ein wenig schräg. In ihrer Studie kommen die beiden zu dem Ergebnis, dass sich eine Verlagsgründung nicht rechnet. »Den Namen haben wir behalten, als wir 2004 gestartet sind«, sagt Greinus. »Die Studie vergessen.« Zum zwanzigsten Geburtstag beschenkt sich Voland & Quist nun mit einer Wiederauflage von »Der schwarze Magier« – den Urfassungen von »Der Meister und Margarita«, die Bulgakow und seine Frau Jelena über zwölf Jahre geschrieben haben. Erstmals kam die Übersetzung von Thomas und Renate Reschke 1994 bei Aufbau heraus, aktuell ist sie nur antiquarisch zu haben – zu Mondpreisen.

Am Anfang bestand Voland & Quist nur aus ein paar Aktenordnern in der Dresdner Wohnung von Leif Greinus. Reisen in die Hauptstadt, zu Buchhandlungen, Presse, Agenturen und – natürlich! – Autorinnen und Autoren gehörten von Anfang an dazu. Erst recht in der großen Zeit der Lesebühnen, mit Buchpremieren im Café Burger, den Surfpoeeten in Mitte oder der Chaussee der Enthusiasten in Friedrichshain. 2018 bezog Voland & Quist das erste Büro in Schöneberg, inzwischen residiert man um die Ecke, drei Minuten entfernt. Das operative Geschäft wird seit 2020 in Berlin geführt. In der Regel sitzt Greinus Dienstagmorgen im Zug nach Berlin, ab elf mit Ilka Winkler und Anna Jung im Büro, an dessen Stirnseite eine großformatige Arbeit von Andrey Klassen hängt, dem 1984 in Irkutsk geborenen Künstler, der auch das Cover des »Schwarzen Magiers« geschaffen hat.

Ilka Winkler, die in Konstanz und Münster Germanistik studiert hat und heute mit Prokura für Vertrieb und Lizenzen zuständig ist, machte ganz klassisch im Verlagswesen Karriere: 2018 Praktikum in Dresden, Volontariat in Berlin, feste Stelle in einem Team, das sich in zwanzig

Jahren verfünffacht hat. Als die Verlegertochter Anna Jung, in der viele schon die designierte Nachfolgerin bei Jung & Jung in Salzburg sahen, im September 2022 als Programm- und Pressechefin bei Voland & Quist andockte, war das für viele in der Branche ein Scoop. Für Jung war der Schritt, nach einer Zeit als Pressefrau für drei Verlage, ein Befreiungsschlag: *Home is where your heart is*. »Leif war ein guter Gesprächspartner in der Zeit, in der ich beschloss, meinem Vater nicht als Verlagsleiterin zu folgen, und Jung & Jung daraufhin an Kampa verkauft wurde.«

Jung und Greinus haben den Buchhändlerberuf von der Pike auf gelernt: Anna Jung in Rekordzeit bei Stöger in Wien-Döbling, Leif Greinus, der ursprünglich Politikwissenschaften studieren wollte und von einer Assistenzstelle bei Kofi Annan träumte, bei Buch und Kunst in Dresden. Die Kenntnis der anderen Seite finden beide essenziell: »Jeder, der in einem Verlag arbeitet, sollte eine Zeit lang auch im Buchhandel gearbeitet haben«, ist Jung überzeugt, die deshalb noch immer gern bei Indie-Märkten und Messen am Tapeziertisch steht. Die Gretchenfrage für Verlage lässt sich dort empirisch beantworten: »Was sind das für Menschen, die unsere Bücher lesen?«

Der Verlag, der nach zwei literarischen Gestalten benannt ist, zielt mitten ins Herz der europäischen Literatur. Dass der Blick zunächst in Richtung Ost- und Südosteuropa ging, erklärt Leif Greinus mit der Herkunft der Gründer, die zur politischen Wende dreizehn und neun Jahre alt waren: »Man war so auf die Umbrüche in der DDR fixiert, dass die erdrutschartigen Veränderungen östlich davon völlig aus dem Blick gerieten. Das zu beleuchten, fanden wir spannend.« Und natürlich war ein Autor wie der Kroat Edo Popović auch als Typ interessant: »Eher Rock'n'Roll als Klassik, das hat uns zugesagt.« Mit Popović wanderte man durchs Velebit-Gebirge, das nun durch Clemens Meyers Monumental-Roman »Die Projektoren« in aller Munde ist. Auch privat reist Greinus regelmäßig Richtung Osten, letztes Jahr ins Baltikum, heuer nach Rumänien. »Es ist wilder und rauer als unsere Vollkasko-Gegenwart. Und es hat, eigenartigerweise, etwas von Heimat.«

Im Frühjahr 2023 haben sie die Programmbereiche neu strukturiert. Das Kürzel VQ soll sich als einprägsameres Markenzeichen für Voland & Quist durchsetzen, Briefe an »Roland & Trist« gehören dann wohl der Vergangenheit an. »Wir wollen unser Programm durch die neuen Labels stärker segmentieren«, sagt Greinus. »Die Heterogenität der einzelnen Cover bleibt aber erhalten.« So werden die Titel von VQ Azur weiterhin vom kongenialen Gestalterteam Kraft plus Wiechmann betreut. Dass die von Helge Pfannenschmidt gegründete Edition Azur 2020 als Imprint unters Voland-&-Quist-Dach kam, ist ein Glücksfall: »Wir können endlich die Bücher machen, für die bislang kein Platz war – die uns aber enorm wichtig sind.« Mit Autoren wie dem Schweizer Ralph Tharayil (»Nimm die Alpen weg«) ist avancierte Lyrik auch ökonomisch erfolg-

reich, mit Carl-Christian Elze (»Freudenberg«) kam der Verlag erstmals auf die Longlist zum Deutschen Buchpreis. »Nachwasser«, das Lyrik-Debüt der Open-Mike-Finalistin Frieda Paris, ist das meistrezensierte VQ-Buch der Saison. Hier zeigt sich so etwas wie ein Markenkern von Voland & Quist. »Der hat stark mit Sprache zu tun, mit der Art, wie geschrieben wird«, erklärt Anna Jung: »Gerne hart, mit Witz. Gerne an Grenzen gehend – und darüber hinaus. Gerne so, dass man denkt: Die trauen sich was!«

Helge Pfannenschmidts Schreibtisch steht im Dresdner Zentralwerk; zum weitläufigen Voland-&-Quist-Kosmos gehören (seit 2010) die von Björn Reinemer von Radebeul aus geführte Booking-Agentur VQ plus – und seit 2020 das von Katy Derbyshire geleitete englischsprachige Imprint V&Q Books. Die Idee: interessante belletristische und Sachbuch-Titel, die auf dem englischsprachigen Markt nach wie vor unterrepräsentiert sind, nach Großbritannien und Irland zu verkaufen. Während das Geschäft, nach einem harten Lockdown, in England ausbaufähig ist, laufen die Absätze im deutschsprachigen Raum recht ordentlich. Dennoch hat man den Output zuletzt von vier auf ein bis zwei Titel pro Saison heruntergefahren. *Slow publishing* nennt es Leif Greinus.

Hierzulande wird bei kleinen, unabhängigen Verlagen bereits häufiger über *no publishing* nachgedacht. Die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen muten mittlerweile wie eine nicht enden wollende Tortur an: schwindende Medienaufmerksamkeit für Literatur, sinkende Umsätze, gestiegene Produktionskosten, schließende Buchhandlungen, Inflation. »Planungssicherheit, Rücklagen, Gewinnmargen – all das unterliegt den aleatorischen Gesetzen der Glücksspielbranche«, war kürzlich in einem Unterstützungsauftrag der Edition Nautilus zu lesen. Am Ende gewinnt hier wie dort: die Bank. »Viele Verlage, die bislang gerade so durchgekommen sind, werden in naher Zukunft leider dichtmachen«, fürchtet Leif Greinus. »Erst recht, wenn eine strukturelle Verlagsförderung, für die wir seit Jahren kämpfen, weiter ausbleibt.« Dazu kommen ungeklärte Nachfolge-Regelungen in markanter Zahl; Anna Jung hat selbst erlebt, wie diffizil das Thema ist. Auch wenn es mit der Übernahme von Indies wie Weidle durch Wallstein oder den Zürcher Unionsverlag durch C.H. Beck zuletzt erfreuliche Moves gab, lässt die stetig länger werdende Phalanx der Verlegerinnen und Verleger im Rentenalter solche Ideal-Lösungen nicht endlos zu. Ein stilles Verlagssterben könnte die Folge sein.

Bei Voland & Quist kümmert man sich eher darum, einen Kosmos zu schaffen, der auch personenunabhängig funktioniert. Anna Jung ist Anteilseignerin geworden, die

breitere Aufstellung der Eigentümerstruktur dürfte damit noch nicht abgeschlossen sein. Zum vierzigsten Geburtstag des Verlags, Leif Greinus wird dann 67 sein, möchte der Verleger gern noch »ein bisschen mitwirken«, möglichst nicht, wie er grinsend hinzufügt, als *Editor at Large*. »Rente ist nichts für mich!« So lange man im Eurocity der Tschechischen Staatsbahn ČD die Strecke Berlin–Dresden für unter 25 Euro, selbstredend hin und zurück, reisen kann, ist die Arbeit fast schon vergnügungssteuerpflichtig. Im Speisewagen, einer Mischung aus K.-u.-k.-Vornehmheit, böhmischer Lebenslust und postsozialistischem Design, gilt Greinus als Stammgast. Pawel, der Kellner, ist ein großer Fan von Jaroslav Rudiš und dem berühmtesten tschechischen Eisenbahner, Alois Nebel. Dampfende Knödel, ein Budweiser Budvar und ein neues Manuskript: fast ein bisschen wie Kino. NILS KAHLEFENDT

► Den 20. Geburtstag feiert VQ auf der Frankfurter Buchmesse. Zum dritten Mal lädt der Verlag zur Party ins Nachtleben an der Konstablerwache, Messedonnerstag, 17. Oktober, 22–3 Uhr



► Michail Bulgakow: Der schwarze Magier. Urfassungen des Romans »Der Meister und Margarita«. Aus dem Russischen von Thomas Reschke mit Anmerkungen von Ralf Schröder. Berlin: Voland & Quist 2024. Ca. 400 S., 28 €

ANZEIGE

**Wenn es heiß hergeht,
behalten wir einen kühlen Kopf**
www.heimann-servicekompetenz.de

Der Kanon ist tot. Lang lebe der Kanon!

Welche Potenziale der feministische Blick auf eine antiquierte Literaturmaschinerie birgt

Jeder will den Zauberer sehen, der ganz neuartige, nie dagewesene Zaubereien zu vollführen verspricht.« – Dieser Satz springt mir ins Auge, als ich in dem dicken Ordner blättere, mit dem ich mich auf mein Deutsch-Abitur vorbereitet habe. Der Satz stammt aus einer Kurzgeschichte von Günter Kunert, Vorabitur, gräuliches Kopierpapier, die Aufgabe: Interpretieren Sie den Text. Als ich weiterblättere, sehen mir die großen Gesichter entgegen, die unsterblichen Namen, eingebrennt in Schülerinnengehirne und goldgeprägte Werkausgaben: Schiller, Goethe, Fontane, Kafka, Rilke, Brecht. Dazu Wolfgang Borchert und Jurek Becker, ganz am Anfang Sophokles' Antigone, übersetzt von Hölderlin, mit Martin Walser, der über ebenjene Antigone schreibt und der seine Doktorarbeit über Kafka geschrieben hat. Interpretieren Sie den Text.

Ein Teil der Menschheit

Die großen Themen der Menschheit finden sich hier, teilweise in sperriger Sprache, verborgen hinter Verständnisfragen und kulturellen Differenzen, doch sie sind da, über die Jahrhunderte hinweg sprechen sie zu uns. Doch die Autoren, die die Themen aussuchen, aufgreifen, gestalten und den Figuren ihre Stimmen verleihen, vertreten nur einen Teil der Menschheit. Sie sind weiß, männlich, größtenteils hetero-normativ und haben über den Entscheidungsfreiraum verfügt, Schriftsteller zu werden. Dass es die schreibenden Frauen ebenso gegeben hat, ist heute glücklicherweise bekannt und sie werden Stück für Stück wieder ins Licht des Literaturbetriebs gehoben. In der englischsprachigen Literatur, besonders jener der USA, kam es schon in den späten Sechzigern und den Siebzigern im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung zu zahlreichen Wiederentdeckungen der Literatur von Frauen, Schwarzen, People of Color und anderweitig marginalisierten oder benachteiligten Personengruppen. Hier lohnt sich bereits ein Blick auf die Rhetorik: Von Wiederentdeckung ist die Rede, davon, die betroffenen Personen und Werke »dem Vergessen zu entreißen«.

Die Sache mit dem Vergessen

Aber handelte es sich um ein Vergessen? Wer etwas vergisst, denkt einfach nicht mehr daran, es entfällt einem, ein beinahe unschuldiger, unbewusster Vorgang. In ihrer vielbeachteten Untersuchung »Frauen Literatur« schreibt die Literaturwissenschaftlerin Nicole Seifert: »Tatsächlich geht es nicht um etwas Passives, nicht um etwas, das dem Literaturbetrieb unbewusst unterliefe. Tatsächlich sind es aktive Entscheidungen, ein Werk nicht zu lesen, es nicht zu besprechen, es nicht neu aufzulegen, es nicht in eine Literaturgeschichte aufzunehmen, es nicht zu lehren und es nicht in Kanonaufstellungen aufzunehmen. Es ist ein Akt des Unterlassens, des Ignorierens, der in jedem Fall eine Nichtwürdigung darstellt.«

Das Märchen von der objektiven Bewertung von literarischen Werken, rein nach ihrer Qualität, unabhängig von Geschlecht und Lebensumständen der schreibenden Person schlägt sich womöglich nirgends

so umfassend nieder wie in der Bildung eines literarischen Kanons. Der Kanon bezeichnet eine Zusammenstellung jener literarischen Werke, die von besonderer Qualität sind, eine Vorbildfunktion erfüllen und es somit wert sind, überliefert zu werden. Die in den Kanon aufgenommenen Werke sollen im Gedächtnis bleiben und eine gewisse Außenwirkung erzielen: »Im 19. Jahrhundert wurde literarische Kanonisierung massiv mit nationaler Identitätsbildung verbunden«, sagt die Schriftstellerin Ulrike Draesner im Gespräch mit dem *logbuch*. »Die Germanistik entstand, die Gebrüder Grimm veröffentlichten die Deutschen Hausmärchen und ihr Wörterbuch. Diesen möglichen Nationalaspekt von Kanons muss man kennen, wenn man ihn nicht unbewusst reproduzieren will.«

Seit 2018 lehrt Draesner am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig, unter anderem in einem Seminar zum Thema »Exemplarische Werke«, in dem sie sich mit den Studierenden dem Prinzip Literaturkanon, aber auch der Selbstinszenierung von Autorschaft widmet. Dabei sei es zuletzt auch um die Stereotype und Machtverhältnisse gegangen, mit denen sich Autorinnen noch zu Zeiten der Gruppe 47 konfrontiert sahen: »Herr Richter veranstaltete ein literarisches Treffen und plante als Abendunterhaltung einen kollektiven Bordellbesuch ein«, erzählt Draesner. »Die beiden einzigen Frauen, die an der Tagung teilnehmen durften, wurden einfach mitgenommen. Das muss man sich mal konkret vorstellen: Wie Ingeborg Bachmann und Ilse Aichinger im Bordellfoyer sitzen, enge Röcke, Knie züchtig zusammengepresst. Und warten, bis die Männer fertig sind. Die Überreste dieser Machtverhältnisse sind bis heute zu spüren. Zum einen in den Rollen, die schreibenden Frauen zugestanden bzw. zugeschoben werden – in den neunziger Jahren schlugen wir uns ja noch mit dem Phänomen des »Fräuleinwunders« herum – und zum anderen im Fehlen vieler bemerkenswerter weiblicher Stimmen im Kanon.«

Ausschluss aus der Öffentlichkeit

Mit den Stimmen fehlen auch die Traditionslinien, also Autorinnen, die sich kontinuierlich auf andere Autorinnen berufen und deren Themen und Techniken aufgreifen und weiterentwickeln können – eine Vorgehensweise, die bei männlichen Autoren traditionell verankert ist. Literatur von Frauen »ist viel stärker durch Brüche und Neuanfänge gekennzeichnet, auch durch die Tatsache, daß es literarische Gruppenbildungen unter den Frauen – bedingt durch den traditionellen Ausschluss der Frau aus der Öffentlichkeit – kaum gegeben hat«, schreiben Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann in ihrem Sammelband »Frauen, Literatur, Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart« (Metzler 1985).

Frauen und andere marginalisierte Gruppen wurden als Menschen zweiter Klasse betrachtet und konnten daher per Definition keine hochqualitativen Werke hervorbringen. Schilderungen aus ihrer Lebenswelt konnten erstens nicht von allgemeinem Interesse sein und bargen zwei-

Die Schriftstellerin Ulrike Draesner lehrt am Deutschen Literaturinstitut Leipzig

tens die Gefahr, das etablierte Gesellschaftsbild zu untergraben, wie Nicole Seifert unter Bezugnahme auf den amerikanischen Literaturwissenschaftler Todd McGowan herausstellt: »Weil die Traumata, die Frauen und Schwarze, BIPOC und LGBTQIA erlebten und beschrieben, sich nicht in die Weltsicht des bestehenden Kanons integrieren ließen [...], weil andernfalls eine Auseinandersetzung mit diesen Bereichen der Geschichte hätte stattfinden müssen.« Der Kanon war also lange keineswegs ein offener, dynamischer Organismus, immer auf der Suche nach dem Kern der Gegenwart, bereit, die innovativsten und radikalsten Werke in sich aufzunehmen und so ein realistisches Bild der Welt und der Literatur zu zeichnen, die auf sie reagiert. Es waren nicht »ganz neuartige, nie dagewesene Zaubereien«, die festgehalten werden sollten, sondern Ausprägungen des Establishments.

Immer wieder neue Listen schreiben

Was bedeutet das für die Zukunft? Kann, muss es einen Literaturbetrieb ohne Kanon, ohne Rankings und Leselisten geben? »Der Kanon ist zwar ein Machtinstrument, kann aber auch nützlich sein«, sagt Ulrike Draesner. »Kanons finden die ganze Zeit statt, weil wir in der Angebotssituation, in der wir leben, alle ständig auswählen müssen, was wir lesen. Dabei brauchen wir Hilfe und Überblick. Und an dieser Stelle lauten wichtige Fragen: Woher kommt diese Hilfe und welche Interessen fließen ein?«, so Draesner weiter. Eine genaue Betrachtung lohnt sich auch im Hinblick auf Literaturrezensionen, die Kriterien, die dort Anwendung finden, und den Raum, auf dem wer über wen schreibt: Die Studie #frauenzählen wertete im März 2018 über 2.000 Rezensionen aus 69 deutschen Medien aus und kam unter anderem zu dem Ergebnis, dass männliche Rezensenten zu drei Vierteln Bücher von Männern besprachen. Die von Rezensentinnen besprochenen Bücher stammten hingegen in ausgewogenem Verhältnis von Männern und Frauen.

Doch auch das ist wieder fast sieben Jahre her, die Zahlen wandeln sich, die Verlagswelt wird immer diverser. Verlage wie Aviva, Edition fünf oder Dörlemann widmen sich der Übersetzung und Neuauflage »vergessener« Titel, Projekte wie #breiterkanon fördern die Sichtbarmachung marginalisierter Autorinnen und Autoren und stellen didaktische Materialien zur Verfügung. Im Juni erschien das Buch »But make it classy! Ein feministisches Close-up deutscher Literatur« von Teresa Reichl. Sie greift darin häufig im Deutschunterricht gelesene Klassiker nach Epochen geordnet auf, schlägt aber auch Werke von Frauen vor, die nicht nur den Kanon, sondern auch das Verständnis für seine Entstehung erweitern könnten. Denn wenn bereits im Schulunterricht Sibylla Schwarz, Christiane Caroline Schlegel und Sophie von La Roche mit ihren Lebensgeschichten und den Hürden, die ihnen den Weg in den Literaturbetrieb erschwerten, stattfinden, kann der Kanon möglicherweise die erste von vielen Staubschichten abschütteln.

Eine Neuerscheinung, die Traditionslinien weiblichen Schreibens in persönlichen Essays zeitgenössischer Schriftstellerinnen abbildet, ist »Unter Frauen. Geschichten vom Lesen und Verehren«, herausgegeben von Anna Humbert und Linda Vogt. Da schreibt zum Beispiel Mareike Fallwickl einen Brief an Selma Lagerlöf, Rasha Khayat berichtet von ihrer Prägung durch Etel Adnan und Ruth-Maria Thomas schreibt über die Zäsur, die es für sie bedeutete, Irmgard Keun zu lesen – die ihr wiederum am Literaturinstitut von Ulrike Draesner empfohlen wurde. »Ich glaube einfach, dass wir Literatur brauchen und weiterhin brauchen werden, weil sie ein so intensives Medium einer intimen Begegnung ist, die beides verbindet: Schönheit und Wissen«, sagt diese.

Vielleicht kann der Kanon also ein Ausgangspunkt sein für weitere Kanons, für Erweiterungen und Netzwerke, für neue Verknüpfungen durch die Literaturgeschichte, die bestehen bleiben. Auch wenn es an beiden Enden (noch) keine goldgeprägte Werkausgabe gibt.

ALEXANDRA HUTH

- Nicole Seifert: Frauen Literatur. Abgewertet, vergessen, wiederentdeckt. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2021. 224 S., 18 €
- Anna Humbert und Linda Vogt (Hg.): Unter Frauen. Geschichten vom Lesen und Verehren. Hamburg: Rowohlt 2024. 192 S., 24 €
- Teresa Reichl: But make it classy! Ein feministisches Close-up deutscher Literatur. Hamburg: Carlsen 2024. 155 S., 10 €

19.–10.11.24

MEIN BLICK

Herlinde Koelbl
Fotografien 1980–2024



Kunsthalle Erfurt



Christine
Schlegel

30.11.24–16.2.25
Lärmende Stille
Dieselkraftwerk
Cottbus

Bildnachweis: Christine Schlegel, o.T., Collage © Künstlerin

»Vom Gnostiker Apelles lernte ich, dass es die Erkenntnis – auch die Erkenntnis Gottes – nicht gibt, und wenn es sie gibt und sie Bestand hat, sie nicht von Bedeutung ist: Entscheidend ist bloß das »Bewegtwerden«, der Anstoß, den wir von ihr erhalten.«

Giorgio Agamben

Giorgio Agamben
Was ich sah, hörte, lernte ...

Aus dem Italienischen übertragen und mit einem Essay versehen von Sarah Scheibenberger
fadengeheftete Klappenbroschur, 96 Seiten, 12 x 20 cm
ISBN 978-3-85449-650-2 € 16,-



In hoch verdichteten Prosaminiaturen reiht Giorgio Agamben, dem verborgenen Kompositionsprinzip einer Wunderkammer vergleichbar, prägende Begegnungen mit Weggefährten und Orten, Lektüreerfahrungen, Natur- und Selbstbeobachtungen als Ausgangspunkte philosophischer Reflexion aneinander. Diese »Denkbilder« des großen italienischen Philosophen formen zugleich ein poetisches Selbstbildnis seines Denkens in der Sprache – wie auch eine späte Meditation auf die Möglichkeiten des Denkens am Rande des Sagbaren.

sonderzahl

ANZEIGE



FOTO: SEBASTIAN WILLOW

»Verlage gegen Rechts« protestiert nicht nur auf Buchmessen, sondern auch mal in der Leipziger Innenstadt

»Büchermachen ist ein politischer Akt«

Jim Baker spricht über »Verlage gegen Rechts«, Schwierigkeiten mit der Frankfurter Buchmesse und das *Compact*-Verbot

Auf der Leipziger Buchmesse trat das Aktionsbündnis »Verlage gegen Rechts« mit einer Vielzahl von Veranstaltungen auf verschiedenen Bühnen auf, in Frankfurt wird das Bündnis nur eine Podiumsdiskussion veranstalten. Anlass genug, mit Jim Baker vom Querverlag zu sprechen, ein Ehrenamtlicher innerhalb der Initiative. Gleich zu Beginn des Gesprächs betont er, dass seine Aussagen nicht beanspruchen, stellvertretend die gesamte Gruppe zu repräsentieren.

Was ist »Verlage gegen Rechts« und warum gibt es das überhaupt?

Das Bündnis ist 2016 auf der Leipziger Buchmesse entstanden, aus Protest gegen das *Compact*-Magazin. Damals hatte *Compact* einen großen Stand auf der Messe, sehr professionell mit Security. Witzigerweise hatte die Messeleitung diesen einen sehr rechten Verlag mitten in die Gruppierung der linken Kleinverlage gesteckt. Eine Kollegin von Worten & Meer, die beinahe direkt gegenüber stand, hat sich damals so aufgeregt, dass sie mit uns allen in der Halle gesprochen und ihren Protest ausgedrückt hat. Ganz spontan haben wir am Messe-Donnerstag mit etwa 25 Menschen für etwa 10 Minuten vor dem *Compact*-Stand demonstriert – das war sehr kurz, weil wir alle auf der Messe arbeiten mussten. Das Schöne war, dass sich das an den Folgetagen wiederholt hat und immer mehr Menschen mitgemacht haben, bis es am Sonntag etwa 150 Leute waren. Es ging immer nur sehr kurz und sollte zeigen, dass der Stand dieses Verlags nicht unwidersprochen bleibt. Nach der Leipziger Buchmesse haben sich vor allem die Berliner Verlage ganz einfach über Telefonate vernetzt. Wir wollten ein Zeichen setzen, und Zoë Beck vom Hamburger Verlag Culturbooks hat die Leipziger Messeleitung kontaktiert und unseren Wunsch geäußert, auf der nächsten Messe ein Rahmenprogramm zu gestalten. So ist »Verlage gegen Rechts« aus einer Protestaktion heraus entstanden.

Gibt es neben den Veranstaltungen auf den Buchmessen noch andere im Rahmen des Aktionsbündnisses?

Ursprünglich war die Initiative auf die beiden Buchmessen beschränkt – wobei wir in Frankfurt immer versucht haben, mehr auf die Beine zu stellen, aber keine Unterstützung durch die Buchmesseleitung erfahren haben. In diesem Jahr haben wir, genauso wie vergangenes Jahr, eine einzige Veranstaltung von der Kurt-Wolff-Stiftung auf der Bühne der Unabhängigen. Das gelingt eher durch die Unterstützung der Stiftung als durch die der Frankfurter Buchmesse. Wir konzentrieren uns daher mehr auf Leipzig, die wollen uns dahaben. In Frankfurt lehnen sie uns nicht ab – das würde ich nicht sagen –, aber wir sind ihnen egal.

Darüber hinaus reagieren wir auf eingehende Anfragen für Veranstaltungen und werden dann aktiv, können aber nichts Eigenes organisieren. Das ist vor allem der Tatsache geschuldet, dass wir alles nur ehren-

amtlich machen und uns sowohl zeitliche als auch finanzielle Kapazitäten fehlen.

Aktuell sind wir aber an einem Scheideweg angelangt. Nach den erfolgreichen Aktionen dieses Jahr in Leipzig sind viele neue junge Leute dazugekommen und die wollen gerne weiterdenken und haben Ideen, mehr zu machen. Diese neuen Leute, vor allem aus Hamburg, wollen den Wirkkreis der Gruppe gerne erweitern. Ich persönlich bin froh, wenn ich mich an der Leipziger Messe beteiligen kann, und habe leider wenig Kapazitäten für andere Bühnen. Aber wir begegnen dem neuen Engagement sehr aufgeschlossen.



FOTO: PAUL POTTING

Verleger Jim Baker

Bei den auf der Website zu findenden Unterstützern fehlen die Namen von großen Konzernverlagen. Woran liegt das Ihrer Meinung nach?

Diese Unterstützung werden wir nie gewinnen können, auch wenn wir uns darum bemühen. Die meisten Verlage, die in der Initiative mitmachen, sind inhabergeführte, eher kleine Unternehmen. Ch. Links hat zum Beispiel mitgemacht, solange sie unabhängig waren, aber nicht mehr, seit sie zum Aufbau-Verlag gehören. Der Kollegin zufolge, die jahrelang dabei war, will das die Geschäftsleitung nicht. Es liegt also nicht an den einzelnen Mitarbeitenden, die unterstützen uns. Ich bin seit über 35 Jahren in diesem Geschäft, ich kenne sehr viele Leute, die in Großverlagen arbeiten. Es scheitert an der Konzern- oder Geschäftsleitung. Die Verlage agieren als Wirtschaftsunternehmen und werden sich nicht politisch positionieren. Die Männer – es sind ja meistens Männer – an den Schalthebeln der Macht sagen: Wir halten uns da brav raus, der Markt wird das schon richten. Da befinden wir uns einfach voll

im Kapitalismus, den Konzernverlagen ist die Gefahr zu groß, irgendjemanden zu vergraulen. Die werden nichts tun, das den Verkauf in irgendeiner Weise behindern könnte.

Deswegen ist unsere Parole innerhalb der Initiative: Büchermachen ist ein politischer Akt. Wir entscheiden, welchen Menschen wir innerhalb des Buchmarktes Stimmen verleihen, welche Themen und welche Autor:innen erscheinen. Wir widersprechen ganz eindeutig der Behauptung, ein Verlag sei einfach ein Unternehmen ohne gesellschaftliche Verantwortung.

Gibt es Schwierigkeiten, mit denen »Verlage gegen Rechts« zu kämpfen hat?

Geld. Ganz einfach. Die ersten beiden Leipziger Buchmessen haben wir selbstausbeuterisch betrieben. Wir haben gefragt, wer vor Ort ist und bereit wäre, bei dem Programm kostenlos aufzutreten. Später haben wir entschieden, dass wir zumindest für die eingeladenen Gäste eine symbolische Entschädigung brauchen. Für eine der Buchmessen haben wir eine Finanzierung über Verdi bekommen und jetzt sammeln wir Spenden. Wir Ehrenamtlichen brauchen keine Bezahlung, aber wir wollen alle anderen, die Lesenden und Diskutierenden, natürlich nicht ausbeuten, deshalb hätten wir gerne eine stabile Finanzierung. Wir müssen zudem schauen, wie wir das alles neben unseren eigentlichen Arbeitsaufgaben organisieren können.

Rechte und rechtsextreme Drohungen halten sich im realen Raum in Grenzen, finden aber im Internet und in den sozialen Medien statt. Dort kriegen wir schon viel ab, vor allem während der Buchmesse-Zeit und unmittelbar danach.

Was sagen Sie zu dem Verbot der anfänglich erwähnten *Compact-Magazin GmbH*? Ist das ein Fortschritt?

Ich glaube, es ist werbemäßig ein ganz gutes Zeichen, die Leute darauf hinzuweisen. Die meisten Menschen außerhalb der Branche wissen

nichts über Verlage. Das kenne ich aus meiner Zeit als Buchhändler. Die meisten Lesenden sehen nur die Titel und Autoren. So gesehen ist es gut, dass man den Namen in den Medien sieht und weiß, was die so machen. Grundsätzlich finde ich das Zeichen gut und glaube, in unserer medialen Gesellschaft ist ein Zeichen schon mal ein Anfang.

Gibt es aktuell Pläne für die Zukunft oder anstehende Projekte für »Verlage gegen Rechts«?

Ich weiß, dass es in den letzten Wochen einige Anfragen gab. Wir arbeiten ohne Hierarchien und was daraus wird, hängt davon ab, ob jemand die Zeit findet, die Anfragen auch anzunehmen. Auf der Frankfurter Buchmesse werden wir uns natürlich treffen, auch wenn wir feststellen mussten, dass nur wenige der kleinen aktiven Verlage anwesend sein werden, weil sich die meisten diese Messe nicht leisten können. Wir sind jetzt an einem Punkt angekommen, an dem wir uns überlegen, inwieweit wir uns professionalisieren wollen und können und welche Möglichkeiten in Zukunft bestehen. Wie gesagt, ist die Hamburger Gruppe dabei sehr aktiv. Ein erster Schritt in diese Richtung sind unsere neu organisierten Arbeitsgruppen, zum Beispiel für Öffentlichkeit und Internet, Finanzen oder Veranstaltungen. Es entwickelt sich also weiter.

INTERVIEW: JOACHIM KERN

► »Verlage gegen Rechts« auf der Frankfurter Buchmesse: Arbeitstitel: »Leider keine Einzelfälle! Rechtsradikale Strukturen in Gesellschaft und Behörden«, 18.10., 16–17 Uhr, Bühne der Unabhängigen (Halle 3.1), Mitwirkende: Mohamed Amjahib (»Alles nur Einzelfälle? Das System hinter der Polizeigewalt«), Said Etris Hashemi (»Der Tag, an dem ich sterben sollte«) und Heike Kleffner (»Staatsgewalt: Wie rechtsradikale Netzwerke die Sicherheitsbehörden unterwandern«), Moderation: Lena Luczak

ANZEIGE



Deutschlandfunk
Deutschlandfunk Kultur
Deutschlandfunk Nova

Besuchen Sie uns!
Frankfurter Buchmesse
16. – 20. Oktober 2024
Halle 3.1, H15

Livesendungen, Diskussionen und Gespräche. Das vollständige Bühnenprogramm finden Sie hier:



Wiebke Porombka
Deutschlandfunk
Deutschlandfunk Kultur
Büchermarkt und Bücherherbst



Christian Rabhansl
Deutschlandfunk Kultur
Lesart und Bücherherbst



Jan Drees
Deutschlandfunk
Büchermarkt



Catrin Stövesand
Deutschlandfunk
Andruck und Büchermarkt

Was hat die Zeit mit uns gemacht?

Sally Rooney's neuer Roman ist eine berührende Brüdergeschichte

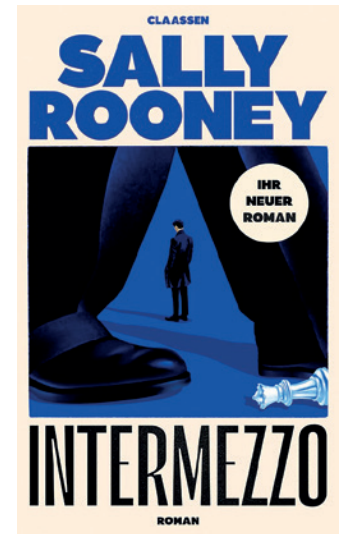
Der Vater ist tot. Zurück bleiben zwei ungleiche Brüder: Peter, der ältere, ist Anfang dreißig, Anwalt, arriviert und zu Tode betrübt. Ivan ist zehn Jahre jünger, semiprofessioneller Schachspieler und sozial etwas ungenau. Beide müssen einen Weg finden, mit ihrer Trauer umzugehen. Und mit ihrer Entfremdung. Als Ivan eine Beziehung mit der älteren Margaret beginnt, droht das Verhältnis der Brüder zu brechen. Denn normal kann die Frau nicht sein, wenn sie sich auf seinen noch so jungen Bruder einlässt, meint Peter. Dabei ist er selbst verstrickt in ein Verhältnis mit der deutlich jüngeren Naomi und macht sich gleichzeitig Hoffnungen auf seine Jugendliebe Sylvia.

Das Alter spielt eine Rolle in Sally Rooney's neuem Roman, in dem, was der eine Bruder über den anderen denkt (Verletzendes, Zärtliches) und wie beide Brüder Trost in Liebesbeziehungen finden. Viel Identifikationspotenzial bietet Rooney's Darstellung einer

Familiendynamik, in der Konflikte vor allem aus den starren Bildern entstehen, die wir voneinander haben und die wenig Raum für echte Begegnungen lassen.

Seit ihrem Debüt »Gespräche mit Freunden« im Jahr 2017 (die deutsche Übersetzung erschien 2019) gilt die irische Autorin weit über die Grenzen ihres Landes hinaus als Stimme der Millennialgeneration. Auch die Folgeromane »Normale Menschen« und »Schöne Welt, wo bist du« sind internationale Bestseller. Mit Sicherheit wird auch »Intermezzo«, dessen deutsche Fassung von Rooney-Stammübersetzerin Zoë Beck zeitgleich mit dem Original erscheint, an diese Erfolge anknüpfen. Die Leserinnen und Leser können sich jedenfalls auf zwei verletzbare Hauptcharaktere freuen, außerdem auf vieldimensionale Frauenfiguren, tiefgründige Gespräche, viel einvernehmlichen Sex und irisches Lokalkolorit. JENNIFER RESSEL

► Sally Rooney: Intermezzo. Aus dem Englischen von Zoë Beck. Berlin: Claassen 2024. 496 S., 24 €



»Letztlich sind doch alle Familien gleich«, sage ich, »alle gaben sie ihre Lebenden und ihre Toten, ihre Geheimnisse und ihr Leid und dieses eingefrorene kurze Fotogluck, von dem keiner weiß, ob es echt war.« – aus »Mein drittes Leben«

An der Grenze des Menschlichen

»Mein drittes Leben« von Daniela Krien überwindet abgrundtiefe Trauer

In ihrem vierten Roman erzählt Krien sehr leise die Trauerjahre von Linda. Nach dem Tod ihrer 17-jährigen Tochter fällt Linda aus ihrem Leben und der Welt: »Denn wenn ein Kind geht, nimmt es dich mit. Es lässt nicht mehr zurück als eine welke Hülle.« Ein Ausweg aus dem tochterlosen Leipziger Alltag ergibt sich durch einen Umzug aufs Land. Arbeit und die Hündin Kaja bringen Linda durch die Tage. Der einzige Kontakt zur Außenwelt ist ihr Noch-Ehemann, der regelmäßig vorbeischaud, aber aus Hilflosigkeit und Stagnation einen eigenen, schnelleren Weg zurück ins Leben sucht.

In Etappen erzählt Krien überzeugend, wie Linda über tägliche körperliche Arbeit in der Natur wieder in ihr bürgerliches, wohl-situiertes Leben findet – aber verwandelt. Einige neue Kontakte begleiten sie auf diesem Weg. Da sind Natascha und Nine, die in Lindas drittem Leben Platz finden: »Einem Menschen wie Natascha wäre ich früher aus dem Weg gegangen.

Ihr schrilles Äußeres hätte mich abgestoßen, ihre brutale Ehrlichkeit wäre mir lästig gewesen. Doch ist sie die einzige Person, die keine Angst vor meiner Trauer hat.« Nine und Natascha räumen sie um, locken sie in die Stadt, ins Draußen. Langsam tastet sich Linda zurück ins Leben, knüpft die Beziehungen zu ihrem Ehemann und ihrer Mutter neu; klarer und bewusster findet sie einen alltäglichen Umgang mit dem anhaltenden Tod ihrer Tochter und nimmt Anteil am Leben der anderen, die in keines der vorhergehenden beiden Leben gepasst hätten.

Krien hegt keinerlei Furcht vor allgemeingültigen Formulierungen. Mutig seziert sie das Umfeld und die Reaktionen der Leute auf den erschütternden Todesfall, die Hilflosigkeit, aber auch das Aufatmen der anderen, denen solcherlei Schreckliches nicht widerfahren ist. SUSE SCHRÖDER

► Daniela Krien: Mein drittes Leben. Zürich: Diogenes 2024. 304 S., 26 €



Ordentliche Dosis Kitsch

»Bei aller Liebe« ist ein groß angelegtes Familiendrama, das sich in psychoanalytischer Introspektion zu verlieren droht

Ausgerechnet am Tag der Hochzeit ihrer Tochter beschließen Agnes' Onkel Malcolm und ihr Ex-Therapeut Joe, Geheimnisse zu lüften. So holen Agnes vergangene Geschichten über verschwiegene Vaterschaften und schmerzvolle Liebschaften ein. Jane Campbell hat nach ihrem Bestseller-Kurzgeschichtenband »Kleine Kratzer« ihren ersten Roman vorgelegt. Dort lässt sie ihre drei Hauptfiguren ein generationenübergreifendes Liebesdrama erzählen, dessen Ecken von unüberschaubarer Anzahl sind.

Die Autorin bringt all diese verflochtenen Lebensgeschichten elegant auf nur 240 Seiten in poetischen Worten aufs Blatt. Dabei zeichnet sie eine Vielzahl an unterschiedlichen und sehr menschlichen Charakteren. Dass sie diese als Psychoanalytikerin auch mit einem Hang zur Selbstanalyse ausstaffiert, lässt Dialoge und

Monologe jedoch immer wieder altklug und unglaubwürdig erscheinen. Gleichzeitig ist die Intellektualisierung der Personen nicht überzogen genug, um als Ironie zu überzeugen. Im komischen Kontrast, aber ähnlich ermüdend, steht der regelmäßige Enthusiasmus über das Erscheinungsbild einer beinahe durchweg »erfolgreichen, klugen und attraktiven« Bourgeoisie. Das Buch scheut ebenso nicht davor zurück, das Klischee von der »einen großen Liebe« aufzugreifen. Dennoch bietet es facettenreiche Reflexionen über die Liebe: von Eltern zu Kind, von Schwester zu Bruder, von Gefühlen in (Nach-)Kriegszeiten – und wird so seinem Titel gerecht. YI LING PAN

► Jane Campbell: Bei aller Liebe. Aus dem Englischen von Bettina Abarbanell. München: Kijona 2024. 240 S., 24 €



»Ich werde hier ein Wort über meinen Ehemann verlieren, einen lebenswerten Menschen, der mit der Zeit nur besser geworden ist.«

– aus »Hier kommen wir nicht lebend raus«



»Satire in extremen Zeiten ist riskant«

Margaret Atwood lacht in »Hier kommen wir nicht lebend raus« mit Trauerflor

Mit »Hier kommen wir nicht lebend raus« liegt Margaret Atwoods nunmehr neunte Kurzgeschichtensammlung vor. Manch einer mag sagen, dass sie da ganz in ihrem Metier ist, mehr noch als in ihren Romanen. Das dreigeteilte Buch ist wie ein Sandwich: Zwischen zwei betagten Toastbrothälften liegt die eigentliche Kostbarkeit, aber nur gemeinsam sind sie eine Mahlzeit. Den Rahmen bilden die Alltagsgeschichten von Tig und Nell – einem lebenslangen Paar, das dem von Atwood und Graeme Gibson ähneln mag. Bereits in der Kollektion »Moralische Unordnung« (Berlin Verlag, 2008) tauchten die beiden erstmals auf. Über ihren Rahmenerzählungen liegt der Schleier der Trauer, denn Tig ist – so wie Gibson 2019 – bereits verstorben. Nells Rückschauen geben die Form für die Mittelsektion vor. Auch hier erzählen alle Charaktere vornehmlich aus der Retrospektive. Sie sind alt oder auf dem besten Weg dahin. Manchmal ähneln sie dem unliebsamen Onkel beim Weihnachtsdinner, wenn sie etwa über Cancel Culture

reden. Obwohl sie feststellen, dass die Jungen die Alten nicht mehr verstehen und umkehrt, sind sie im Kern alle recht sympathisch. Außerdem lässt sich von ihnen lernen: allerlei Fantastisches, Dystopisches oder die positiven Aspekte der Selbstvergessenheit – allesamt atwoodsche Spezialgebiete. So ist von vermeintlichen Hexen, Aliens und einer missglückten Seelenwanderung zu lesen. Ebenso stellt sich George Orwell per Medium der Autorin für ein Interview, das die Klimakrise und autoritäre Regime adressiert. Auch die Pandemien der Zukunft finden Platz neben Stimmen aus der griechischen Antike. Diese formal und inhaltlich abwechslungsreichen Kurzgeschichten machen Lust. Sie sind flott übersetzt und beweisen einmal mehr, dass Atwood keineswegs überbewertet ist. MARCEL HARTWIG

► Margaret Atwood: Hier kommen wir nicht lebend raus. Aus dem Englischen von Monika Baark. Berlin: Berlin Verlag 2024. 320 S., 26 €

ANZEIGE

**SCHÖN, KLUG,
UNWIDER-
STEHLICH**

organisiert von der



Kurt Wolff Stiftung
zur Förderung einer vielfältigen
Verlags- und Literaturszene

**Leseinsel
der unabhängigen
Verlage**

Frankfurter Buchmesse 2024 Halle 3.1/C105

5 Tage mit Büchern
61 Lesungen unabhängiger Verlage



Ich muss noch schöner sein

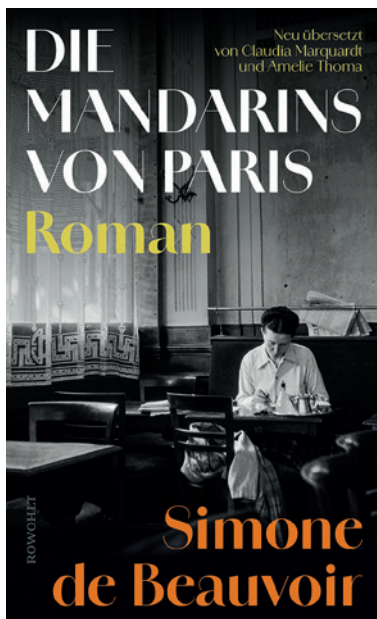
Die Leipziger Autorin Ruth-Maria Thomas transportiert erschütternde Wahrheiten in einer Sprache, die süchtig macht

Jella und Yannick sind verliebt, ein junges Paar in der ersten gemeinsamen Wohnung und Jella versucht, die schönste Version dieser Beziehung zu leben, die schönste Version ihrer selbst für Yannick zu sein – bis er ausrastet und sie würgt. Jella schleppt sich zur Polizei (wo sie sich noch für ihre Notwehr rechtfertigen muss) und von dort in ihr altes Kinderzimmer. Dort beginnt eine Reihe von Rückblenden, in denen Ruth-Maria Thomas mit ebenso eindringlichem wie empathischem Blick zeigt, wie einsam eine Jugend ohne Aufklärung sein kann. Aufklärung meint hier längst nicht nur den Umgang mit der Sexualität, denn Jella hat vor allem niemanden, der ihr zeigt, wie sie ihren eigenen Wert erkennt und schützt, unabhängig von der Anerkennung durch Männer.

Wir begleiten Jella durch ihre Teenagerzeit in einer ostdeutschen Kleinstadt, in den späten Nullerjahren. Der Begriff »Pick-me-Girl« ist noch nicht erfunden, und doch beschreibt er die Strukturen, in denen Jella und ihre Freundin

Shelly sich wiederfinden, ohne sie zu hinterfragen: Alles dreht sich darum, für Männer begehrenswert zu sein, weil Aufmerksamkeit durch Männer in Jellas Welt die einzige Währung ist, mit der sich Relevanz und Zugehörigkeit erkaufen lässt. Die Konsequenzen sind schmerzhaft, die Lektüre ist es ebenso. Thomas begleitet ihre Protagonistin von einer problematischen Beziehung in die nächste und seziert dabei die Machtverhältnisse, die unausgesprochenen Selbstverständlichkeiten und die misogynen Strukturen, die schließlich dazu führen, dass Jella ihre Persönlichkeit bis zur Unkenntlichkeit verbiegt, um Yannick zu gefallen. Zwischen Sätzen, deren Schönheit beklommen macht, gewährt dieser atmosphärische Debütroman seiner Protagonistin einen schmerzhaften Erkenntnisprozess ohne erhobenen Zeigefinger, an dem Leserinnen und vor allem Leser teilhaben sollten. ALEXANDRA HUTH

► Ruth-Maria Thomas: Die schönste Version. Hamburg: Rowohlt 2024. 272 S., 24 €



Das linke Ufer der Seine

Siebzig Jahre nach Erscheinen gibt es Simone de Beauvoirs »Die Mandarins von Paris« in neuer Übersetzung

Nur zwei Wochen nach Veröffentlichung von »Die Mandarins von Paris« erhielt Simone de Beauvoir den Prix Goncourt. Das Werk zeichnet ein Porträt der Pariser Intellektuellenszene nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Vordergrund des Romans stehen zwei Paare: Robert und Anne Dubreuilh, Henri Perron und seine Geliebte Paule. Themen des Romans sind das politische Engagement der Figuren sowie ihre schriftstellerische und journalistische Arbeit. Die zweite Hälfte des Romans begleitet Anne bei ihrer Reise nach New York und ihrer Affäre mit Lewis Brogan – inspiriert von de Beauvoirs Beziehung zu Nelson Algren, dem der Roman gewidmet ist. »Die Mandarins von Paris« ist zudem eine literarische Aushandlung von Themen des Existenzialismus wie Freiheit, Wahrhaftigkeit und Verantwortung.

Das Werk wurde (fälschlicherweise) häufig als Schlüsselroman gelesen. Nicole Seifert ordnet dies in ihrem klugen Nachwort wie folgt ein: »Der Vorwurf, es mangle ihnen an Fantasie, ihre Texte seien rein autobiografisch, wurde schreibenden Frauen quer durch die Literaturgeschichte immer wieder gemacht.« Die Figuren lassen sich demnach nicht schablonenartig auf Personen wie Simone de Beauvoir, Jean-Paul Sartre und Albert Camus legen. Starke Frauenfiguren zeichnet de Beauvoir nicht, die Frauen stehen im Schatten ihrer Männer: Anne ist Psychoanalytikerin und lehnt das Schreiben ab; die talentierte Paule gibt das Singen auf und widmet sich ausschließlich der Liebe zu Henri. De Beauvoir habe damals keine Frauenfiguren zeichnen wollen, die für das breite Publikum zu abwegig gewesen seien.

Mit ihrer neuen Übersetzung übertragen Amelie Thoma und Claudia Marquardt den Roman brillant ins Heute. Wichtig ist dabei die Entscheidung, diskriminierende Begriffe zu streichen oder zu entschärfen. Eine großartige Einladung, Simone de Beauvoir (wieder) zu entdecken. MICHELLE SCHLEIMER

► Simone de Beauvoir: Die Mandarins von Paris. Aus dem Französischen von Amelie Thoma und Claudia Marquardt. Hamburg: Rowohlt 2024. 1.024 S., 45 €

»Die Literatur ist für die Menschen da, nicht die Menschen für die Literatur.« – aus »Die Mandarins von Paris«

Dein Schrank hat angerufen

Mareike Krügel erzählt in »Alle wissen hier alles« von Frauen ohne Mann

Wenn im Dorf etwas im Busch ist, meldet der »Buschfunk« das. So heißt die Whatsapp-Gruppe der Freiwilligen Feuerwehr, die in Niewohld alle Männer vernetzt. Schnell wird bekannt, wo Kasia mit ihrer Kopfverletzung Schutz fand – bei Martina, die Gedichte liebt, beim Bürgermeister putzt und Selbstmord-Optionen erwägt. Beide Frauen haben eine kleine Tochter und wollen ohne Mann leben; die eine aus Freiheitsdrang, die andere aus Angst. Das macht sie verdächtig. Gerüchte und Drohungen werden gestreut. Der Kindergarten ist alarmiert. Dann will das Jugendamt die Weibervirtschaft besichtigen. Eine verprügelte Mutter interessiert das Dorf weniger als das Leid des verlassenen Vaters – einer legt Komm-zurück-Blumensträuße vor die Tür. »Übrigens hat vorhin dein Schrank angerufen« wird zum Witz zwischen den Frauen. Denn ein »Schrank« soll die Stirnwunde verursacht haben.

Martina weiß es besser: Sie kennt Statistiken über Gewalt in der Ehe und hat Missbrauch erlebt. Seitdem ist ihr Leben von Scham, Exzess und zerstörerischen Impulsen geprägt. Nur weil sie ein Kind hat, zügelt sie ihr Verlangen, »in den nächsten Tümpel zu gehen«. Dabei hat Martina den nettesten Ex-Mann, wie Kasia findet. Aber gerade das ewige Nett-Sein nervt an Carsten. Im Übrigen verfolgt er eine besitzergreifende Agenda, nämlich seine Rückkehr ins Haus, das Martina gehört. In dieser Konstellation entwickelt »Alle wissen hier alles« einen nervösen Belagerungszustand, dem die Ich-Erzählerin gnadenlosen Sarkasmus entgegensetzt. Martina schaut in Abgründe und die Chronik des Ortes: Einst wurden hier »Hexen« verbrannt. Geschichte wiederholt sich, denn im alpträumerhaften Finale brennt das Frauen-Haus, und die Feuerwehr kommt nicht löschen. Gruseliges Ende eines stimmig gebauten Romans, der mit Tempo und bitterem Witz überzeugt. SVEN CREFFELD

► Mareike Krügel: Alle wissen hier alles. München: Piper 2024. 203 S., 22 €



Müllensiefen ballert wieder

»Schnall dich an, es geht los« katapultiert uns zum Mittelpunkt der Welt

Protagonist Marcel Körtge, liebevoller Bruder, treuer bester Freund und unentschiedener Sohn, arbeitet im Drehspießimbiss von Emilio in Jeetzenbeck in der Altmark. Emilio ist der Vater von Steffi, Marcells Lebensliebe, die vor ihrer letzten Abiturprüfung verschwand. Kurz danach verstirbt Marcells Schwester Vanessa bei einem Autounfall. Das alles ist sechzehn Jahre her. Die Verschwundenen sind präsenter als mancher Nachbar. Die alten Geschichten und Zwickigkeiten auch. In zwei sich abwechselnden Zeitsträngen erzählt Domenico Müllensiefen überzeugend aus der Altmark zwischen den Achtzigern und 2023. In seinem lesenswerten, rasanten Debüt »Aus unseren Feuern« ging es im letzten Jahr schon um die Nachwendeprovinz. 2023 jedenfalls wird in Jeetzenbeck die Bahnlinie eingestellt. Einige der Dagebliebenen sind sich sicher, dass genau hier der Mittelpunkt der Welt liegt. Vielleicht nicht am Denkmal, sondern im Drehspießimbiss? Andere wie »unsere Väter [...] waren so vollgepumpt gewesen mit Bier und Frust, dass sie nicht sahen, wie gut diese Jahre waren«. Als Yanko beim 1. FC Magdeburg antritt und Steffi wieder zurückkehrt, verwirklichen sich Dinge anders als erwartet. Ob der Tanzsaal wieder zu neuem Leben erwacht und wer hier wessen Kind ist, wird nicht auserzählt. Dafür schreibt sich Müllensiefen selbst in den Text hinein. Als Figur kommt er nicht gut weg, was den Humor des Buches zusätzlich unterstützt. Mehr als einmal habe ich, auch aus Fassungslosigkeit, gelacht. Die kernige, raue Sprache und fetzigen Dialogen packen an, die Ereignisse kommen durch ihre Komik noch tragischer daher. Aber hier wird nicht geheult, hier wird geklotzt, gesoffen, geprügelt und angepackt. Dinge kommen zu keinem Ende, Geheimnisse werden nicht gelüftet. Am Ende wäre ich gern länger geblieben. SUSE SCHRÖDER

► Domenico Müllensiefen: Schnall dich an, es geht los. Berlin: Kanon 2024. 349 S., 25 €

Trottoir Noir

Leipzig



Carolin Krah: »Wühlen«

Anhand persönlicher Aufzeichnungen erzählt »Wühlen« von den gegensätzlichen Schwestern Franziska und Kristina Rupp. Aus Briefen, Recherchen und Radiobeiträgen entsteht ein literarisches Archiv zu feministischen Lebensentwürfen damals und heute zu DDR und Gegenwart, Punk und Psychiatrie.

»... vom jahrelangen Kämpfen und Dagegensein, von den Strapazen, die das Linkssein in einer politisch garstigen Umgebung sowie prekäre Lebensumstände mit sich bringen.« – Eine »schlaue literarische Studie über (Frauen-) Biografien im Osten, gerade auch nach der Wende.«

WOZ Die Wochenzeitung, Zürich

»Eine Geschichte von geplatzten Träumen, angestauter Wut, aber auch Sehnsucht nach einem freien Leben. Dieses utopische Moment scheint immer wieder durch in lakonischen Szenen von großer sprachlicher Schönheit« – »Wühlen« von Carolin Krah ist zweifellos Arbeit. Aber eine unerhört beglückende.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Gestaltet von Anne Hofmann

Shortlist der Stiftung Buchkunst für die schönsten deutschen Bücher 2024

Hardcover, 298 Seiten, 26 Euro
ISBN 978-3-945849-28



Verlag Trottoir Noir Leipzig

www.trottoirnoir.de
Instagram: @trottoirnoirverlag

Sich neu erfinden, lautet die Devise

Res Sigusch führt uns in die Berliner Künstlerszene vor und nach dem Mauerfall

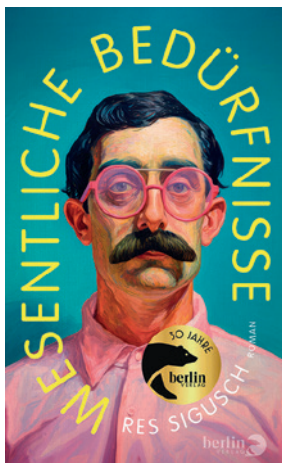
Benjamin Leiser, Professor für Kunstgeschichte und verheirateter Maler, lebt in Berlin im Künstlertum. Sein Lebensstil ist alternativ, mit großem Freundeskreis und wechselnden Frauenbekanntschaften. Erst später erfährt man von seiner großen unglücklichen Liebe direkt nach dem Fall der Mauer, die in ihm »ein schwarzes Loch« hinterlassen hat. Als er wieder anfängt zu malen, scheint er einen Deckel für dieses Loch gefunden zu haben.

Neben der Geschichte des Professors gibt es die Geschichte des ominösen Malers Michael Mai, der von einem Tag auf den nächsten verschwunden ist. Wer ist er, welche Rolle spielt er im Leben von Leiser? Im Laufe der Geschichte wird klar: Mai ist eine Art Alter Ego Leisers, seine »künstlerische Vision«, die er selbst aufgrund äußerer Umstände nie realisiert hat. Malen ist Befreiung aus dem »Hamster-
rad« gesellschaftlicher Normen. Welche Bedürfnisse sind relevant für ein erfülltes Leben? Leisers ursprünglicher Wunsch nach »Haus, Familie, Geborgenheit« wurde durch den Verlust seiner großen Liebe nicht erfüllt. Muss man sich irgendwann im Leben neu erfinden? Hat Mai die Situation richtig erkannt und übernimmt Leiser letztlich diese Einstellung? Der Roman endet mit einer Vernissage von Bildern Leisers, er selbst ist nicht anwesend, und eigentlich hatte er ja schon vor vielen Jahren aufgehört zu malen. Wo ist Leiser? Großes Rätselraten.

Zentraler Ort der Geschichte ist die Galerie mit wiederkehrenden Ausstellungen. Eine interessante Erzähltechnik mit wechselnden Perspektiven eröffnet neue Einsichten in Leisers Wesen und sein Umfeld. So entsteht ein Bild seines Charakters und davon, wie sein Umfeld ihn sieht. Sprachlich ist der Roman eher einfach gestaltet, und dass gegendert wird, trägt nicht unbedingt zum Lesevergnügen bei.

JOACHIM SCHWEND

► Res Sigusch: Wesentliche Bedürfnisse. Berlin, München: Berlin Verlag 2024. 274 S., 24 €



Über Schuld und wie sie unbeglichen bleibt

Der sanftmütige Roman »Ein menschlicher Fehler« verführt geschickt zum Reflektieren

Seit einiger Zeit steckt die Psychotherapeutin Hae-Su in einer Krise. Jeder Tag gleicht dem anderen – geschmacklos und fade. Als sie eines Tages auf eine Straßenkatze trifft, kann sie noch nicht ahnen, dass diese ihr einen Neuanfang geben wird. Auf ihrem Weg durch Schuld und Reue begleitet sie ein kleines Mädchen, das auf ihre eigene Weise ihre Lasten bewältigt. Dabei entsteht zwischen ihnen eine Freundschaft, die das Leben beider nachhaltig verändern wird.

Die koreanische Autorin Kim Hye-Jin schreibt von einer verhängnisvollen Geschichte, wobei nicht klar wird, ob die Protagonistin die Rolle des Opfers oder der Täterin einnimmt. Die Autorin führt durch die Abgründe von Zwiespalt und Scham, wodurch sie ein detailreiches Bild eines Innenlebens kreiert und aufzeigt, dass manche Dinge nicht so leicht in gut oder böse, richtig oder falsch aufzuteilen sind.

Dennoch lässt Hye-Jin das Potenzial, mit Interpretationsspielraum beim Lesen Neugier zu wecken, unausgeschöpft liegen. Mit tiefen Beschreibungen und einem sanften Ton treibt sie die Lesenden mit dem Strom eines ruhigen Flusses, nimmt somit jedoch auch die Möglichkeit für eigene spannungsreiche Deutungen vorweg. Doch gerade deshalb ruft das Ende Überlegung und Reflexion hervor: All die präzisen Einblicke in die Gedankenwelt der Protagonistin ermöglichen das Verständnis für ihre Entscheidungen. Entscheidungen, die man selbst vielleicht nie treffen würde. Die man nie nachvollziehen könnte. Die aber plötzlich, trotz ihrer wenig befriedigenden Wirkung, Sinn ergeben. »Ein menschlicher Fehler« ist somit eine zarte Geschichte, die zum Nachdenken und zur Selbstreflexion anregen kann – auch wenn sie sich hier und da um die Möglichkeiten zu einem Spiel mit den Lesenden, zu Spannung oder eigenen Interpretationen bringt.

JOHANNA KLIMA

► Kim Hye-Jin: Ein menschlicher Fehler. Aus dem Koreanischen von Ki-Hyang Lee. München: Hanser Berlin 2024. 224 S., 23 €

Ich spüre einen Schatten

»Kleine Monster« von Jessica Lind verstrickt sich ins Familienalbum

Verglichen mit dem mystisch raunenden Waldhütten-Horror ihres Debüts »Mama« beginnt Jessica Linds zweiter Roman sehr eingängig. Klare Problemstellung: Der siebenjährige Luca soll sich einem Mädchen seiner Schulklasse nackt gezeigt haben. Pia, die Mutter, stellt ihn erfolglos zur Rede. Aufregung im Chat der Elternschaft, Ausschluss des Bösewichts vom Unterricht; eine »Schwerpunktwoche Körper« wollte doch den Zweitklässlern das Thema »Konsens« erklären! Jaja, sagt eine andere Mutter, Kinder können kleine Monster sein – mehr Gegenwartsgerangel an der Grenze zur Persiflage geht nicht. Doch der Roman nimmt eine andere Richtung: Statt sich vor ihren beschuldigten Sohn zu stellen, wird Pia eine misstrauische Beobachterin. Sie weiß, das Böse ist in der Welt – warum soll sie es nicht auch in einem verstockten, wütenden, sadistischen Kind sehen?

Und zwar in Luca: »Weil ich mich in ihm erkenne, bin ich wachsam.« Die sich duellierenden Blicke zwischen ihm und Pia, ihre Angst vor seiner Boshaftigkeit, der Wunsch, hinter die Fassade des verschlossenen Kindes zu blicken – das sind die stärksten Szenen und Motive. Aber »Kleine Monster« wird zu einem konventionell angelegten Familienroman, der Pias Elternhaus und einen Todesfall umspannt. Das Unglück, das Pias Sinn fürs Dunkle früh schärfte, wird in Rückblenden allmählich enthüllt: Ihre kleine Schwester ertrank im See und eine Adoptivschwester war dabei, trägt vielleicht Schuld. Diese Romi ist dreißig Jahre später eine bekannte Influencerin, aber für Pia tabu. Nach der Beschäftigung mit alten Fotos sowie Instagram kommt es doch noch zu einem Treffen im Caféhaus; vor dem ersten Wort fällt leider der Vorhang. Das ist alles geschmeidig konstruiert, aber ebenso enttäuschend wie manch platte Schwurbelei à la »Hier spüre ich einen Schatten, der sich auf mich legt«. SVEN CREFELD

► Jessica Lind: Kleine Monster. Berlin: Hanser 2024. 251 S., 24 €



»Seit Lindas Unfall tragen wir alle einen Abgrund in uns« – aus »Kleine Monster«



Wirres Gewächs

Tommy Oranges »Verlorene Sterne« macht ein Familiendrama zur sozialen Studie

Es ist immer ein Leid mit dem zweiten Buch, besonders wenn es wie bei Tommy Orange im Schatten des Millionenbestsellers »Dort dort« (Hanser 2019) steht. Wenn dieses Werk noch eine verschleierte Fortsetzung des Debütromans sein soll, sind die Erwartungen besonders hoch. In »Verlorene Sterne« geht Orange zurück in die Zeit nach dem amerikanischen Bürgerkrieg. Dort lernen wir im ersten Teil den Familienstammbaum der Red Feathers kennen. Orvil Red Feather war jener Charakter, der in »Dort dort« auf einem Pow-Wow in Oakland angeschossen wurde und dessen Leben am Ende des Romans noch am seidenen Faden hing. Geprägt durch forcierte Umsiedlung, Assimilierung und Diskriminierung ist die Familiengeschichte der Red Feathers eine, in der verlorene Identitäten, Enteignung und Suchterfahrungen im Mittelpunkt stehen. Diese hinterlassen im zweiten Teil ihre Wirkungen auf Orvil.

Die geradlinige Vielstimmigkeit des Debüts wird hier abgelöst durch wechselnde Erzählperspektiven und die Liebäugelei mit einer Familiensaga. Dennoch bleiben die Figuren um Orvil nur Skizzen. Obgleich der Nachfolgeroman mit diesem Fokus gut auf eigenen Beinen stehen kann, weiß er nicht immer zu überzeugen. Orange erscheint in seinem Schreiben wie ausgewechselt. Stellenweise liest sich »Verlorene Sterne« wie ein Jugendroman. Kummer, Schmerz und Wut bestimmen die Seiten oft zum Leidwesen der Handlung. Der historische Teil wirkt nur wie eine bemühte Kulisse. Auch der deutsche Titel verschreibt sich in der sonst guten Übersetzung dem »Vanishing Indian«-Mythos: »Wandering Stars« sind nicht verloren, sie irren herum. So wie die Charaktere in diesem Buch, das erst im letzten Drittel zeigt, warum es verdiensterweise auf der Longlist des diesjährigen Booker Prize gelandet ist.

MARCEL HARTWIG

► Tommy Orange: Verlorene Sterne. Aus dem amerikanischen Englisch von Hannes Meyer. Berlin: Hanser 2024. 304 S., 26 €

Voll Tiere und Gemeinschaft

Jana Volkmanns »Der beste Tag seit langem« erweitert die streikende Spezies

Maja Stirner lebt in einem Haus, das »stets so gewirkt [hatte], als würde dort etwas zu Ende gehen, als gehörte es in eine Zeit davor, nicht zur Gegenwart und erst recht nicht in die Zukunft«. Bis ihre Nichte Cordelia zu ihr zieht, lebt sie dort allein als Transkriptorin. Durch die Aufträge eignet sie sich nerdiges Expertentum an, das sich subtil in den Text webt. Sprachlich ausgefuchst und bildgewaltig schillert Volkmanns Sprache. So kommen sie eines Nachts zu einem Pferd: »Es stand an die Außenwand eines Gasthauses gelehnt, als hätte es gesoffen, und schaute leer in die von einer Unzahl Sterne perforierte Nacht.« Mit Humor und Witz, auch gewitzt, manövriert Volkmann die Figuren durch ihren nicht-alltäglichen Alltag, gelegentlich auf der Schwelle zum Magischen, ohne dass dies überkippt. Das Personal handelt impulsiv und wild und kommt gut klar. Darin sind sie Punks: Sie lassen sich nicht einschüchtern, schon gar nicht von Anforderungen und dem Leben, sondern sie machen einfach – »Wir bauten anders, weniger mit dem Kopf«. Maja lässt sich von einem Marder beißen, nimmt den Beagle Kracherl auf und feiert in ihrem Garten ein großes Fest. Cordelia fasst in der Compagnie Fuß. Aus dieser gehen die Meute und Morph hervor, »zentrale Anlaufstelle für Tiere, die nicht mehr arbeiten wollen«. Nebenbei und konsequent erhalte ich Antworten auf Fragen, die ich nie gestellt habe und von denen ich nichts wusste. Nebenbei positioniere ich mich zu den Handlungen der einzelnen Figuren und der Compagnie. Sie setzen sich unter anderem für »die große Trägheit«, fürs dolce far niente ein? Klar! Wieso eigentlich nicht. SUSE SCHRÖDER

► Jana Volkmann: Der beste Tag seit langem. Salzburg, Wien: Residenz 2024. 256 S., 26 €



Broschur
328 Seiten · € 22,00

Ein Schwarzer Professor, eine tote weiße Studentin – und die Suche nach der Wahrheit im verminten Terrain US-amerikanischer *race politics*.

»Eine böse schwarze Komödie im doppelten Wortsinn.«
New York Times
Book Review

EDITION NAUTILUS

Die Anrufung der Arachniden

Eva Maria Leuenberger spinnt ein Netz aus Sprache und Schuld

War das Liegen in Heike Geißlers gleichnamigem Text eine widerständige Handlung, so ist es in dem neuen Gedichtband von Eva Maria Leuenberger eine Art Resignation vor dem drohenden Ende der Welt. Die titelgebende Spinne, verdammt zur Gefangenschaft im eigenen Netz, hockt da in alle Ewigkeit und registriert jede der sie umgebenden Regungen. »du siehst nur noch feuer, überall. / wie immer. / wie erwartet.« Das sprichwörtliche und tatsächliche Brennen der Welt ist zur Gewohnheit geworden. Eine Beobachterin ist die Spinne, aber, so wendet es Leuenberger geschickt, nicht die, die spricht, sondern die, die ihrerseits beobachtet wird – vom Ich dieses Textes. Zwischen ihnen hängt das »flügchen« im Netz und zappelt.

Es ist die Gleichzeitigkeit von Irrelevantem und Entscheidendem, dass eine schwer erträgliche Spannung erzeugt: »teebeutel trocknen in den tassen (...) du verschläfst die zeit, / die eine oder andere explosion. / und trotzdem trocknen die bäche.« Die Bewegungslosigkeit

vor den Veränderungen dieser Welt, wenige Worte dagegen, mit denen Leuenberger einfängt, was schon als Erfahrung Einzug in unsere Körper gehalten hat: Die Welt überflutet, trocknet aus, kaum etwas scheint noch einen Unterschied zu machen. Das Leben geht weiter für den Moment, »du tust, was du tun sollst. / atmest und trinkst, folgst dir / wie ein guter hund.« Die Spinne bleibt, wo sie ist, zeichnet auf, obwohl »kein gedicht das wasser / reinigt, kein wort den durst noch löscht.« Ein berückendes bedrückendes Buch.

LINN PENELOPE RIEGER

► Eva Maria Leuenberger: Die Spinne. Graz, Wien: Droschl
2024. 90 S., 21 €



*»du wirst das ende nicht
sehen / und auch der anfang /
ist bloß ein wort.«* – aus »Die Spinne«

Und wenn bei Goethe Dunkelhäutige auftauchen?

Im Leipziger Poetenladen ist Bertram Reineckes Gedichtband
»Daphne, ich bin wütend« erschienen

Verblüffend ist die Erzeugung von Vielfalt im Zeitalter des Diversity-Managements anhand von längst geschriebenen Zeilen. Und erfrischend. Bertram Reineckes »Daphne, ich bin wütend« gleicht immer wieder einer Anthologie, allerdings verkäme die Vielfalt zur Beliebbarkeit, wäre da nicht das Wissen um die Methode: Die Montage hält den Band zusammen. Die Herkunftsangabe ihres Materials ist den Gedichten, das ist mittlerweile nicht unüblich, beigelegt. Und so nötigt der Band zu einer gewissen Ehrfurcht vor dem Fleiß, »manchmal monatelang Materialcorpora nach geeigneten Zeilen für Montagen« zu durchlaufen, wie der apologetische Essay am Ende unterstreicht, und weckt einmal mehr die Ahnung in Sachen Gedichte: Das Produzieren verschafft bisweilen mehr Befriedigung als das Rezipieren. Oder: Derselbe Fleiß wird nötig sein, die Zeilen dieser Gedichte zu durchlaufen.

Gerade der Anthologiecharakter hält für jeden Geschmack etwas bereit, das Nachdenken über die Bewunderung poetischer Einfälle hinaus anzuregen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen dabei Gedichte, die Einblick in die Mechanik der Montage verschaffen: eine Reihe von unterschiedlichen Übersetzungen eines Gedichts von Dylan Thomas oder das Durchexerzieren aller Rekombinationsmöglichkeiten zweier Goethe-Zeilen. Besonders frappierend wirkt der Band gerade dann, wenn sich zum

Fleiß unerwartet ein kritischer Humor gesellt, indem dieses Durchexerzieren Goethe einen »dunklen Menschen« – oder eben dunkelhäutigen – unterjubelt, den er weder gekannt noch gemeint haben wird. Die Gegenwärtigkeit zeigt sich dann nicht nur im »Recycling«, wie Jan Kuhlbrodt, Mitherausgeber der Reihe Neue Lyrik, in einem etwas floskelhaften Nachwort festhält, sondern eben auch in der Diversity.

Dass es bisweilen nicht viel – oder eigentlich nichts – braucht, zeigt die formale Umstellung eines Gedichts von Paul Celan. Passt sich »die Diktion des Celanschen Originals« formal dem Haiku an, ohne auch nur ein einziges Wort zu ändern, stellt sich die Frage, wie sich dieses neue Gedicht zum Meister der unvorgegebenen Form verhält. Mag die Methode auch die KI vorwegnehmen, insistiert der Gedichtband dennoch, dass die Beurteilung des besten Falls nach wie vor auf den menschlichen Scharfblick und bei aller Kombinatorik und Rekombinatorik nicht bloß auf die statistische Wahrscheinlichkeit angewiesen bleibt.

FABIAN SCHWITTER

► Bertram Reinecke: Daphne, ich bin wütend. Leipzig: Poetenladen 2024. 164 S., 19,80 €



Endlich gute Menschen

Mia Raben erzählt in »Unter Dojczen« von der Freundschaft einer polnischen Pflegerin zu ihrer Kundin

Es handelt sich bei diesem Roman ausnahmsweise nicht um eine Autofiktion, wie man bei einem solchen Thema vielleicht annehmen könnte. Die Geschichten von Menschen in prekären Umständen waren in den letzten Jahren ja häufig persönliche Aufstiegs geschichten, die dann als Romane erschienen. Um so schöner, fast erfrischend, ist es, hier mal wieder eine konventionelle Geschichte zu lesen, mit einer unkonventionellen Protagonistin. Jolanta, genannt Jola (mit kurzem O), aus Polen pflegt seit Jahren alte Menschen in Deutschland. Sie hat den Entschluss gefasst, nicht mehr bis zum Umfallen zu schufteln, sondern auf eine Stelle mit fairer Bezahlung und festen Arbeitszeiten zu bestehen. Und siehe da, es ist möglich, sie landet bei der zwar reichen, aber auch eigensinnigen Uschi von Klewen, bekommt eine eigene Wohnung und alles, was sie sich im Rahmen der Pflege erhofft hat. Trotzdem werden die Strapazen deutlich, die osteuropäische

Pflegekräfte in Deutschland in der Regel durchmachen müssen.

»Unter Dojczen« ist aber nur am Rande ein Buch über den Pflegenotstand. Vielmehr geht es um interkulturelle Kommunikation, Freundschaft und Familie. Vor allem Menschen, die ein wenig Polnisch können, werden sich über die immer wieder eingestreuten polnischen Phrasen freuen, und alle anderen werden zumindest schmunzeln müssen, wenn von »bet-rojerinki« und »arabajtować« die Rede ist, und feststellen, dass Sprache einen großen Teil der Identität ausmacht. Jola ist eigentlich nur schwer aus der Ruhe zu bringen, aber dass sie immer wieder Johla genannt wird, macht sie rasend. Es sind solche Kleinigkeiten, nicht böse gemeint, aus denen unglaubliche Ignoranz spricht. Auch das Gefühl von Heimat, das Sprache vermittelt, ist schwer zu greifen, aber enorm wichtig, so dass Jola die Gespräche mit einem polnischen Handwerker, so unangenehm



er auch ist, sehr genießt. »Unter Dojczen« verpackt das alles in eine kleine Geschichte über Freundschaft, an der nicht wirklich etwas neu ist, die aber sehr schön vom Leben zwischen den Welten erzählt. ALEXANDER BÖHLE

► Mia Raben: Unter Dojczen. München: KJona 2024. 222 S., 23 €

»Trauen Sie einer jungen Frau zu, ihren Verlobten gegen den Glastisch zu dreschen?« – aus »Freunderlwirtschaft«

Österreichs Burschen und ihre schmutzigen Geschäfte

Petra Hartliebs »Freunderlwirtschaft« ist recht bieder geraten

Die Männer sind die Bösen im Krimi von Petra Hartlieb, der im Milieu der jungen Erneuerer einer rechten Partei in Österreich spielt, die uns deutlich an den Aufstieg (und Fall) des Sebastian Kurz und seiner feschen Buben von der ÖVP gemahnt. Mit einer Politik des reinen Selbstzwecks führten diese von sich selbst berauschten Machtmenschen für ein paar Monde ihren Veitstanz auf. Zum Glück gibt's Krimis, wo man einen dieser Herren im skandalerprobten Österreich recht fies zu Tode kommen lassen kann. Max hieß die Leich, war Minister für Tourismus und Landwirtschaft, alle mochten ihn. Seine Traumfrau wollte er schon bald heiraten, die er seit dem Sandkasten kannte, den beide einst in einem Kaff in Ober- oder Unterösterreich mit ihren Plastikschaufeln beackerten.

Pünktlich zur nächsten Wahl in Österreich ermittelt im Mordfall die Alma Oberkofler im Sumpf der kackbraunen Buben. Leider kommt das Buch erzählerisch sehr bieder und gelegentlich gar etwas erklärbarig daher; frech, böse witzig, sprühend literarisch ist es nicht. Von Alma hätten wir gern mehr erfahren: Hartlieb lässt sie kaum von der Leine, ihre langweiligen familiären Verwicklungen bedecken unnütz

die Seiten. Auch, weil uns in der versetzt erzählten Geschichte die vermeintliche Traumfrau des toten Ministers auf ihrer Flucht über alle großen und kleinen Schweinigeleien aufklären darf. Schade. Der Krimi selbst zuckelt friedlich im bedächtigen Sound voran. Immerhin ist er auf eine angenehme Art politisch korrekt.

FRANK WILLMANN

► Petra Hartlieb: Freunderlwirtschaft. Köln: Dumont 2024.

414 S., 18 €





Kriegshetze to go?

Nicht mit uns!

2 Wochen testen.

Das kostenlose Probeabo endet automatisch und muss nicht abbestellt werden.

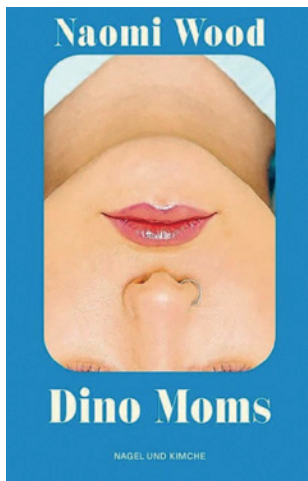
jungewelt.de/
probeabo

Abotelefon:
030/53 63 55-84
abo@jungewelt.de





Besuchen Sie unseren Stand auf der Buchmesse Frankfurt, 16. bis 20.10.2024, Stand 3.1, B48



Bissig und gnadenlos

Kurzgeschichten von Naomi Wood

Situationen rund um Liebe, Familie und Job stehen im Mittelpunkt der pointierten Kurzgeschichten von Naomi Wood. Kurzweilig und scharfsinnig sind ihre Milieuschilderungen aus weiblicher Perspektive, brillant auch die Übersetzung ins Deutsche von Gesine Schröder. Hauptthemen sind emotionale Entfremdung und Rebellion. »In meinem Leben war ich immer eine gute Frau gewesen, die ihre Bedürfnisse kontrollierte. Aber vor Kurzem war mir meine schlechte Energie aufgefallen und ich begann, ihr zu folgen ...«

Während der Pandemie in ihrem Einfamilienhaus eingesperrt ist Deborah, die in »Flatten the Curve« lieber »Bitterkeit essen« und jede Regel blind befolgen möchte, als sich ihren eigenen Gefühlen auszusetzen. Die psychisch belastende Unvereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf aufgrund gnadenloser Umstände im Business ist mehrfach Thema. »Lesley in Therapie« zeigt die Protagonistin nach der Geburt ihres Kindes in der Gruppentherapie ihrer Firma. Bei dieser Maßnahme zur Wiedereingliederung sitzt sie auch beruflichen Kontrahentinnen gegenüber, während gleichzeitig kein Zweifel darüber besteht, dass dieses Therapieangebot lediglich eine Methode der Firma ist, Fördermittel für Projekte einzustreichen. Wood treibt derartige Situationen gern zynisch auf die Spitze und lässt sie eskalieren. Ein ganz anderes, eher zermürbendes Energielevel findet sie in »Peek-a Boo«. Hier versucht die schwangere Protagonistin über Tage hinweg erfolglos, mit ihrem alkoholkranken Vater zu kommunizieren, der sich in einer Wohnung verschanzt hat. Die Geschichten sind im Bereich des Möglichen angesiedelt, aber genussvoll überzeichnet. Lediglich in der Titelgeschichte hebt die Autorin dann ins Surreale ab: »Dino Moms« führt in die gnadenlose Lebenswelt der Darsteller einer Reality-TV-Serie. Im vergangenen Jahr gewann die britische Autorin den »BBC Short Story Award«. ANJA KLEINMICHEL

► Naomi Wood: Dino Moms. Aus dem Englischen von Gesine Schröder. Zürich, Hamburg: Nagel & Kimche 2024. 192 S., 24 €

Nordmeer

Carys Davies erzählt in sparsamer Sprache von einer ungewöhnlichen Freundschaft

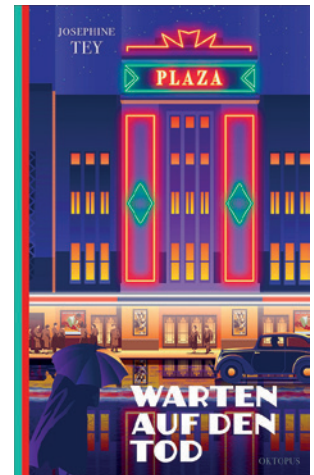
Er wünschte, er könnte schwimmen.« Schon der erste Satz über den sich an seinen Rettungsgürtel klammernden John Ferguson in dem über die Wellen kletternden Kleinboot gibt vor, um was es hier gehen soll – Sehnsüchte und die zu überwindenden Ängste in einer unkontrollierbaren Welt. Der verarmte schottische Pfarrer macht sich im Sommer 1843 auf den Weg zu einer Shetlandinsel, um sie im Auftrag des Großgrundbesitzers von ihrem letzten verbliebenen Bewohner zu klären. Diese Begegnung mit Ivar, der seit Jahrzehnten nur ein paar Tiere und das Meer als Gesellschaft hat, wird nicht nur das Leben der beiden Männer auf den Kopf stellen, und davon erzählt die walisische Autorin Carys Davies in »Ein klarer Tag«.

Ihr Inselbuch wird zum Kammerspiel. Der historische Hintergrund, die sogenannten »Clearances«, bei denen ganze Dorfgemeinschaften von den Grundbesitzern gewaltsam vertrieben wurden, wird heruntergebrochen auf das Schicksal von zwei Beteiligten, die unterschiedlicher kaum sein könnten. Nicht einmal in einer gemeinsamen Sprache können sie sich verständigen. Und dennoch lernen sie einander und sich selbst auf die wunderbarste Weise neu kennen, ehe schließlich das Boot zur Rückbeförderung am kleinen Inselempier anlegen soll.

Dieser kompakte Roman ist unbedingt lesenswert. Die zärtliche Sparsamkeit der Sprache, die Ruhe und der stille Optimismus dieser großartig ausgearbeiteten Geschichte belohnen nicht nur mit feinem Erkenntnisgewinn in Bezug auf die Wahrnehmung der Welt. In Anlehnung an die ausgestorbene Sprache Norn, die auf den Shetlands und Orkneys gesprochen wurde und die Davies im Buch wiederbelebt, könnte man sagen: ein Buch wie ein warmer, heller Lichtstrahl, der am Abend durchs Fenster fällt und einen besonderen Aspekt des Zimmers erhellt, den man vorher nicht wahrgenommen hat, obwohl er immer da war.

TORSTEN KELLNER

► Carys Davies: Ein klarer Tag. Aus dem Englischen von Eva Bonné. München: Luchterhand 2024. 224 S., 24 €



Zäher Fall, kurzweilige Lektüre

Zwischen London und schottischem Hochland: Josephine Tey's »Warten auf den Tod«

Manchmal lohnt sich das Warten. Nicht unbedingt das auf den Tod, aber doch das Warten darauf, einmal ein Buch von Josephine Tey lesen – und besprechen – zu dürfen. Denn deren Krimis, so viel sei aus dem redaktionellen Nähkästchen geplaudert, erfreuen sich bei logbuch-Rezensenten einiger Beliebtheit.

Zu Recht. Die schottische Autorin, die eigentlich Elizabeth Mackintosh hieß, ist zwar weniger bekannt als ihre Kolleginnen Agatha Christie oder Dorothy L. Sayers, jedoch nicht weniger gut. »Warten auf den Tod« war ihr erster Kriminalroman; er erschien 1929 und vermittelt die Atmosphäre des Londons der Goldenen Zwanziger, die für viele Menschen gar nicht so golden waren. Zum Beispiel für den Mann, der in einer Schlange vor dem Theater wartend erstochen wird. Tey stellt in diesem Buch ihren sympathischen Inspector Alan Grant vor – intelligent, mutig, elegant –, der ein hartes Stück Arbeit vor sich hat, denn er weiß geraume Zeit nicht einmal, wer der Tote ist. Zunächst gehen seine Ermittlungen also kaum voran und man begreift lesend, wie zäh und mühsam polizeiliche Untersuchungen sein können. Das färbt jedoch nicht auf die Lektüre ab, die unterhaltsam bleibt. Als er endlich seinen Mann gefunden zu haben scheint, verlagert sich die Handlung, die jetzt offene Jagd nach dem vermeintlichen Täter, ins schottische Hochland. Kaum hat Grant diesen jedoch dingfest gemacht, kommen ihm auch schon erste Zweifel.

Die Lösung ist schließlich, zugegebenermaßen, etwas unbefriedigend und widerspricht eigentlich den Regeln des Fairplay gegenüber dem Leser. Aber angesichts des beträchtlichen Lesevergnügens sei der Autorin verziehen und ihr Roman jedem Krimi-Nostalgiker rückhaltlos empfohlen. ANDREA KATHRIN KRAUS

► Josephine Tey: Warten auf den Tod. Aus dem Englischen von Jochen Schimmang. Zürich: Oktopus 2024. 352 S., 23 €

Das neue F-Wort: Familie

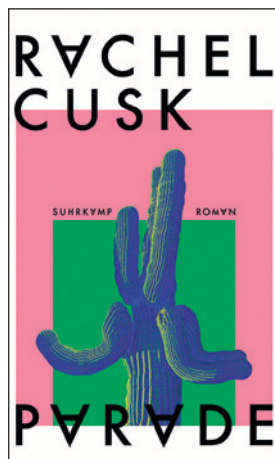
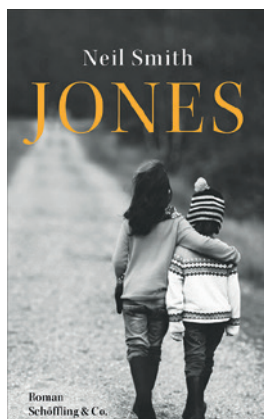
Neil Smiths Geschwisterpaar rettet sich aus der heimischen Hölle

Vor neun Jahren schuf der in Kanada lebende Autor in seinem Roman »Das Leben nach Boo« eine fiktive Zwischenwelt für seinen plötzlich verstorbenen Haupthelden – von einem hippiehaften Gott geschaffen für 13-jährige Amerikanerinnen und Amerikaner und ausgestattet mit allem, was diese glücklich macht. Die familiäre Welt, in der Abi und Eli Jones aufwachsen, ist dagegen nicht der Himmel im Jenseits, sondern die Hölle auf Erden – von den Geschwistern gültig auf den Begriff gebracht mit dem F-Wort, das hier für Familie steht. Denn die toxische Kombination aus einer verbal und körperlich aggressiven Mutter und einem schwachen, alkoholkranken Vater beschert Abi und Eli ein von Gewalt, Demütigungen und materiellem Mangel bestimmtes Leben. Weil die Familie den immer wieder verlorenen *odd jobs* des Vaters in immer neue Städte hinterher zieht, haben sie keine Chance, Freundschaften und eine berufliche Zukunft aufzubauen; die Mutter verhindert außerdem nicht, dass sich der Vater über Jahre an der Tochter Abi vergeht.

Die große Stärke und der ungeheure Sog des Romans liegen darin, dass er angesichts dieser trostlosen familiären Koordinaten seine beiden Protagonisten nicht in Verzweiflung oder Agonie versinken lässt. In einer atemlosen Abfolge schmerzhaft eindringlicher Bilder präsentiert uns der Autor einen Bildungsroman der besonderen Art: Er unterwirft uns und seine beiden Hauptfiguren einer emotionalen Achterbahn aus latenten Angstattacken, Momenten tiefer Traurigkeit und befreiendem schwarzen Humor, die Eli und Abi eng aneinanderbindet, sie aber ihren je eigenen Weg in eine selbstbestimmte Zukunft suchen lässt – Eli über die künstlerische Annäherung an eine fremde Sprache und die sinnliche an seine sexuelle Orientierung; Abi bekämpft ihren Schmerz selbstzerstörerischer, aber eben auch selbstbestimmt. Eine harte und doch berührende Geschichte über die erlösenden Kräfte, die aus Freundschaft, Liebe und innerer Stärke erwachsen können.

HARTMUT MANGOLD

► Neil Smith: Jones. Roman. Aus dem Englischen von Brigitte Walitzek. Frankfurt/Main: Schöffling & Co. 2024. 304 S., 25 €



Kopfüber in die Schlacht

Rachel Cusks »Parade« ist ein poetischer Kampf für die künstlerische Autonomie der Frau

Die in Kanada geborene, nach Stationen in Los Angeles und London jetzt in Paris lebende Autorin hat bereits mit ihrer Trilogie »Outline« ihrem Publikum emotional und intellektuell viel abverlangt; kompromisslos in der Sache, im Ton und in der sprachlichen Zuspitzung verteidigte sie dort die künstlerischen Ambitionen von Frauen gegen die gesellschaftlichen Anforderungen an die Mutter, Geliebte oder Ehefrau – mit dem für manche verstörenden Befund, dass die Mutterschaft den Verlust der Künstlerinnenschaft nicht wert sei.

Auch in ihrem aktuellen Roman stellt Rachel Cusk manche tradierte Vorstellung auf den Kopf – oder vom Kopf auf die Füße: Dies fängt an mit den umgedrehten As auf dem Titeleinband und setzt sich fort in den um 180 Grad gewendeten Bildern eines älteren Malers, der seiner Frau mit Porträts von ihr ästhetisch Gewalt antut. »Parade« ist ein Generalangriff, der die Koordinaten im Kampf um die Deutungshoheit für die Rollenzuweisung zwischen Männern und Frauen außer Kraft setzt.

Und der Roman ist zugleich eine Herausforderung – für sein Genre wie für die Wahrnehmungsfähigkeit von Leserin und Leser. Die Erzählstränge sind disruptiv, nicht konsekutiv, die Erzählperspektiven verändern sich stetig. Die meist weiblichen Figuren, fast alle mit dem Kürzel G verschleiert, überwinden als Malerinnen und Bildhauerinnen die Möglichkeiten ihrer Kunstform, vor allem aber die Grenzen der ihnen zugewiesenen Rollen – verteidigen als Künstlerinnen des 19. Jahrhunderts oder der Gegenwart ihr Recht auf künstlerischen Gestaltungswillen und biografische Selbstbestimmung gegen die Anforderungen, die an sie als Mutter oder Geliebte erhoben werden – mal unnachgiebig, mal gepeinigt von Selbstzweifeln und Schuldgefühlen. Rachel Cusks Texte sind starker literarischer und gesellschaftspolitischer Tobak. Wer sich aber auf den Sog der eiskalten Bilder und kühnen Gedankenspiele einlässt, wird mit intellektuell und emotional elektrisierenden neuen Perspektiven mehr als entschädigt. HARTMUT MANGOLD

► Rachel Cusk: Parade. Aus dem Englischen von Eva Bonné. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2024. 172 S., 25 €

Anekdoten aus einer untergegangenen Welt

Die wiedergefundenen Erinnerungen der Molly MacCarthy

Molly MacCarthy war Teil der Bloomsbury-Gruppe, eines Freundeskreises, der über die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinweg das Denken der gehobenen Kreise Englands mitprägte. Dazu gehörte Virginia Woolf – insofern sind die Erwartungen groß, wenn nun eine autobiografische Erzählung ihrer hierzulande unbekannten Freundin erscheint. Im Original schlicht »Eine viktorianische Kindheit« betitelt, geht es um das Gefühl, in einer untergegangenen Welt groß geworden zu sein. Der Bloomsburianer Lytton Strachey hatte in seinen »Eminent Victorians« ein paar Jahre zuvor mit der Müffigkeit und den kolonialistischen Idealen dieser Zeit abgerechnet. MacCarthy hingegen geht es nicht um gesellschaftliche Analyse; sie arbeitet mit liebevoller Ironie das typisch Viktorianische ihrer Familie heraus: die Behaglichkeit dieser Welt, in der man mit dem Großschriftsteller Thackeray verwandt ist, viel Tee trinkt und die Töchter zu klassischer Hausmusik zwingt. Es bleibt anekdotisch und milde amüsiert, selbst als Molly in ein christliches Internat gezwungen wird. »Von den Ängsten, Demütigungen und auch der Schwermut einmal abgesehen, weiß ich jetzt, dass ich sehr glücklich war«, bringt sie ihre nachsichtige Haltung auf den Punkt und besteht darauf, keine einzige Leiche aus dem Keller zu holen. Das Ganze ist luftig, mit vielen glücklichen Wendungen geschrieben und leicht und flüchtig übersetzt, bei aller Kürze aber ein sehr geduldiges Buch. Insofern lesen wir vielleicht erst »Augenblicke des Daseins«, Virginia Woolfs autobiografische Skizzen (die auf Anregung ihrer Freundin entstanden), dann die viel exzentrischeren Erinnerungen (auch an die Bloomsburys) von Edith Sitwell und dann, wenn wieder Sommer ist und die Tage endlos werden, dann unbedingt MacCarthy. LUTZ EITEL

► Molly MacCarthy: Kleine Fliegen der Gewissheit. Aus dem Englischen und herausgegeben von Tobias Schwartz. Berlin: Aviva 2024. 160 S., 20 €





Wenn die Mutter mit der Tochter

Paula Irmschler konfrontiert in »Alles immer wegen damals« zwei durch Geburt verbundene Frauenschicksale

Es sollte längst Ruhe sein. In wenigen Tagen wird Karla 30 und es ist alles falsch.« Nichts fühlt sich für sie fertig an. Sie wünscht sich so etwas wie einen geregelten Alltag mit regelmäßigem Einkommen, eine gemeinsame, bezahlbare Wohnung mit der Geliebten und vor allem keine Überraschungen mehr. »Bald muss Karla ihrer Mutter bei dieser blöden Hamburg-Reise anlässlich ihres runden Geburtstages erklären, wieso immer noch nichts fertig ist.«

Karla und ihre Mutter Gerda sind die Protagonistinnen in Paula Irmschlers neuem Roman »Alles immer wegen damals«. Die Schicksale dieser zwei höchst unterschiedlichen Frauen, die qua Karlas Geburt miteinander verbunden sind, stehen im Zentrum des Buchs, in dem alles auf das Treffen beider zum Geburtstag hinausläuft. Die eine wird dreißig, die andere sechzig. Viel zu erzählen haben sie sich nicht, glauben sie jedenfalls.

Nach Irmschlers Debüt »Superbusen«, einem Pop-Roman über Antifa im Chemnitzer Plattenbrutalismus, Mackertum und Menstruation, fokussiert sie nun auf ein Generationengespräch. Das verwirrt einige Kritiker. Sie zeigen sich vom Buch als differenzierte Ost-West-

Geschichte begeistert oder loben, wie salopp Irmschler über die DDR zu schreiben vermag.

Das ist ein Missverständnis und man tut der Autorin Unrecht, sie in diese Schublade zu stecken. Es verrät mehr über die Kritiker und den Zustand der Gesellschaft, wenn man noch immer keinen Roman schreiben kann, der in Sachsen und Nordrhein-Westfalen spielt, ohne ein Ost-Etikett verpasst zu bekommen. Irmschler geht es um etwas anderes. Sie lässt zwei verschiedene Lebensentwürfe aufeinanderprallen. Dabei behandelt sie Themen wie Feminismus und Kinderwünsche, Ausbeutung und Care-Arbeit, Gentrifizierung und Diskriminierung und immer wieder die verstummte Mutter-Tochter-Beziehung. Das passiert auf mal unterhaltsame, mal anrührende Weise.

TOBIAS PRÜWER

► Paula Irmschler: Alles immer wegen damals. München: DTV 2024. 320 S., 24 €

Als Russia Today unterwandert wurde

»Sputnik« ist ein wunderbar erzählter Lesespaß

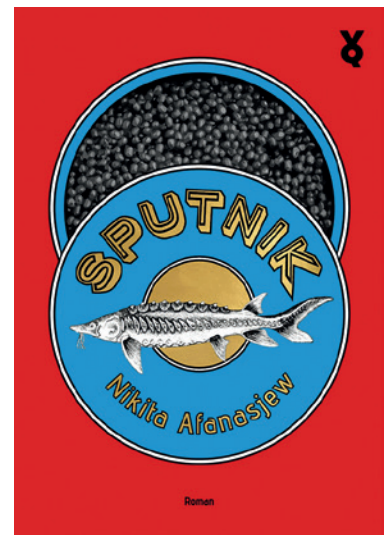
Leo Puschkin heißt der Held in Afanasjews neuem Roman »Sputnik«. Leos Vater hat sich den Nachnamen in der Zeit der großen Wirrnis in den Neunzigern in Russland gekauft, da ihm Puschkin vielversprechend erschien, um derart benamst weltweit blendende Geschäfte zu machen. Puschkin Senior ist nur einer unter den vielen wunderbar schrägen Heldinnen und Helden, die in Leos Leben das Treiben verrückt machen. Leo ist eine Art Journalist, doch am liebsten streckt er alle viere von sich, an den Lippen ein Gläschen Wodka, in der Schale neben sich Gürkchen und Speck. Gelegentlich assistiert er seinem Kumpel Vitali beim Fälschen von Kaviar, den beide gewinnbringend unters Volk bringen.

So vergehen friedlich die Tage, ab und an schreibt er für eine welkende West-Berliner Tageszeitung, die laut Legende im Jahr 1914 durch eine Fake-Story den Ersten Weltkrieg auslöste. Um 2016 ist das Blatt ein braves Schiffchen im bürgerlichen Binnenmeer, wo keiner keinem wehtut, außer er hat zu viel Chantré intus. Als Leo von seiner Gazetten-Chefin den Auftrag erhält, Russia Today zu unterwandern, ändert sich schlagartig alles. Schöne Frauen, seltsame russische Propagandahengste und Irre aller Couleur versuchen, Leo in ein vermintes Fahr-

wasser zu expedieren, wo die Grenzen zwischen Freundin/Freund und Feindin/Feind zusehends verschwimmen.

Das ergibt ein herrliches Buch, schön erzählt, saftig und prall – so ist das wahre russische Leben in Berlin bestimmt manchmal. Dieser Riesenspaß von einem Buch ist ein Schelmenroman – lange habe ich nicht so anhaltend und laut gelacht. Genießen Sie diese wunderbare Leseparty am besten mit literweise Wodka und einer Tonne (falschem) Kaviar! FRANK WILLMANN

► Nikita Afanasjew: Sputnik. Berlin, Dresden: Volland & Quist 2024. 224 S., 24 €



**»Du kleiner Hurensohn!
Als hätte dich jemand nur
gezüchtet, um dich bei RT
einzuschleusen!« – aus »Sputnik«**



Gelungenes Leben zwischen Diktatur und Revolution

José Luís Peixoto schreibt die poetische Biografie eines anständigen Mannes in dramatischen Zeiten

Als Akademiker ist er ein Spezialist für englische und deutsche Literatur, als Romaner ein erzählerischer Begleiter der wechselhaften portugiesischen Geschichte von Salazars Diktatur bis zur Nelkenrevolution. Seinen poetologischen Faden spinnt José Luís Peixoto, Jahrgang 1974, immer entlang der Biografie von Protagonisten, die ihr privates Glück den politischen, familiären und gesellschaftlichen Widerständen abtrotzen. In seinem aktuellen Roman »Mittagessen am Sonntag« ist dies der erfolgreiche portugiesische Unternehmer Rui Nabeiro, der 2021, in den Tagen um seinen neunzigsten Geburtstag, erinnernde Rückschau hält. Sein Leben kannte alle Schattierungen

zwischen Erfolg und Erniedrigung, war geprägt von tiefer Liebe und Verzweiflung im Privaten, von gesellschaftlicher Achtung und Ächtung im öffentlichen Raum.

In kurzen Rückblenden ruft Peixotos Protagonist im Angesicht seines nahen Todes anrührende, tragische und erhellende Schlüsselszenen aus neun Jahrzehnten auf. Die Schlaglichter aus dem Leben des Kindes und jungen Mannes vermitteln uns eine Ahnung von nachgetragener und verschämter Liebe, von der Suche nach Vorbildern, von Abgrenzung und Selbstbehauptung. Und der alte Mann blickt mit Stolz und Befriedigung zurück auf entscheidende Wendepunkte seines beruflichen Aufstieges als Entrepreneur aus kleinen Verhältnissen.

In seiner eindringlich poetischen Sprache formt Peixoto diese Schlaglichter zu sprachmächtigen Bildern, die einen von Leidenschaft und Mut, von humaner Gesinnung und menschlichem Anstand geprägten Menschen lebendig werden lassen. Peixotos Helden gelingt gerade durch seine Wertgebundenheit ein von Empathie durchdrungenes Leben – ein individueller Gegenentwurf zu der zynischen, menschenverachtenden Diktatur, gegen die er sich über Jahrzehnte moralisch und ökonomisch behaupten musste. HARTMUT MANGOLD

► José Luís Peixoto: Mittagessen am Sonntag. Aus dem Portugiesischen von Ilse Dick. Wien: Septime 2024. 235 S., 25 €

»Wenn man sich in einer Krise befindet, scheint der Zeitablauf sich zu verändern, verkürzt sich in einem Moment, verlängert sich im nächsten, dreht sich, zieht sich zusammen und löst sich wieder, bevor er sich erneut verändert, wenn dich der nächste Anfall von Angst oder Wut, Schuld oder Argwohn erfasst.« – aus »Das schwarze Chamäleon«

Ein Krimi in Schwarz-Weiß

In »Das schwarze Chamäleon« erzählt Jake Lamar nicht nur einen fesselnden Kriminalfall

Es ist eine kalte Winternacht im Jahr 1992 in der kleinen Stadt Arden, Ohio, als der Professor und ehemalige Journalist Clay Robinette einen unerwarteten Gast durch die Hintertür seines Hauses lässt – und mit ihm eine Flut an Problemen. Als ihn sein Kollege, der berühmte Aktivist Reggie Brogus, um Hilfe bittet, ahnt Robinette noch nicht, auf welche Jagd er sich einlässt. Die Leiche in dem Büro seines Kollegen ist dabei beinahe der kleinste Schrecken, der Robinette in den nächsten sieben Tagen erwartet, denn nicht nur ist ihm das FBI auf der Spur – das Opfer ist auch seine Geliebte.

Jake Lamar erzählt in seinem Krimi fast weniger von einem Mord an einer jungen Studentin, sondern vielmehr von Rassismus und Verschwörung im 20. Jahrhundert. Der Autor verwebt sorgfältig und fließend schwarze Geschichte mit Politik, ummantelt von einem Mordfall und den Konsequenzen des Ehebruchs. Er zwingt seine Charaktere in die Kon-

frontation mit ihren eigenen Taten, ob reflektierend und einsichtig oder egoistisch und psychopathisch. Damit schafft Lamar ein Bild des Kampfes für die eigenen Überzeugungen und der Abgründe von Scham und Schuld.

Die beeindruckende Ich-Perspektive des mitgefangenen Clay Robinette zieht beim Lesen in die klassische Schwarz-Weiß-Atmosphäre um einen Detektiv, der in einem Diner verloren am Kaffee nippt und seine Geschichte des Versagens erzählt. Durch die Augen eines investigativen Journalisten, der die Wahrheit zu finden versucht, lenkt das Buch immer wieder von der Vergangenheit auf die Gegenwart. Dabei gerät der Mordfall teilweise vollkommen in Vergessenheit, andere Geschehnisse rücken in den Mittelpunkt und den Lesenden wird ein geschickt verknüpft und spannendes Hin und Her geboten. JOHANNA KLIMA

► Jake Lamar: Das schwarze Chamäleon. Aus dem Englischen von Robert Brack. Hamburg: Edition Nautilus 2024. 328 S., 22 €



Flüchtige Geschichten von trostloser Wirklichkeit

»Blitzeisidentität« von Christoph Dolgan hat unter anderem schreibende Zombies zu bieten

Sprachexperimente, atemlose Monologe und eigenwillige Textcollagen ketten sich im neuen Erzählband von Christoph Dolgan aneinander. Man fragt sich beim Lesen, wo der Stoff für diese düsteren, ironischen und albraumartigen Geschichten herkommt, die der Autor in »Blitzeisidentität« versammelt. Die letzte Erzählung des Buchs verrät es: Ein Dealer namens MacGuffin verkauft ihn unter dem Ladentisch seines Antiquariats an schreibende Zombies, die nach neuem Stoff für ihre Texte lechzen. Der Autor Dolgan nimmt hier direkten Bezug auf den Stil seines eigenen Schreibens: »Absolute Metaphern sind der große Renner. Verdunkelung kehrt zurück, auf allen Ebenen. Je hermetischer und dystopischer, umso besser.«

In den dystopischen Welten, die beklemmend nah an die Gegenwart heranreichen, arbeitet sich der Autor an den dunkelsten Seiten unserer Gesellschaft ab. Ob in einer von Katzen überbevölkerten Stadt, im Keller eines verlassenen Elternhauses oder im zugemüllten Dachboden eines Obdachlosenasyls – überall hat der

Mensch verheerende Spuren hinterlassen, traurige Einsamkeit und modrige Todesnähe beherrschen die Szenerien. In der ersten Erzählung »Die Sammlung« archiviert ein alter, bettlägeriger Professor mithilfe seiner 24-Stunden-Pflegerin Wörter, die er in Kästen an den Wänden seiner ansonsten unmobilierten zweistöckigen Altbauwohnung nach einer undurchschaubaren Systematik aufbewahrt. In »Niemandesraum« wiederum werden Gegenstände, an denen die Geschichte einer verlassenen Welt haftet, in verblosen Wortgruppen aufgelistet und lassen das Bild von einem *lost place* entstehen, in dem »Niemand« etwas bewegt.

Tatsächlich ist Dolgans Buch voll von Metaphern, jede Erzählung eröffnet ein Universum an Assoziationen und reflexiven Ebenen. Seine Geschichten sind inhaltlich schwer zu verdauen und sprachlich einzigartig kraftvoll.

HANNA SCHNECK

► Christoph Dolgan: *Blitzeisidentität. Erzählungen.* Graz: Droschl 2024. 256 S., 24 €



Dem Alltagshorror mit einer »Punk«-Band beikommen

Eckhart Nickel ergründet subkulturelles Potenzial

Wie gründe ich eine Punkband in weniger als 24 Stunden? Eckhart Nickels Figuren führen es mit vielfältigen künstlerischen Reminiszenzen vor. Die Zwillingsschwestern Kirsten und Karen haben unkonventionelle Eltern und erhalten eine klassische Musikausbildung. Beide scheitern am Klavier. Sie wachsen auf in Zeiten des WEISSEN LÄRMS, der »größten Errungenschaft unserer Epoche. Revolution der Akustik. Ende aller Missverständnisse, der Zwietracht der Menschen untereinander aus einer Zeit davor, als wir noch mit den weißen Ohrstöpseln einsam durch die Gegend liefen, ständig im Gespräch mit anderen,

die gar nicht in der Nähe waren.« Dagegen ist die Wohnung von Ezra und Lambert eine letzte Instanz. Hier findet Musik statt. Hier wird der WEISSE LÄRM in Kaugummigeruch umgewandelt. Hier wird die Band PUNK gegründet. Und am ALBUM gearbeitet. Karen leistet ihren Beitrag mit Songzeilen, Fotomotiven und melodischen Ideen, gegründet auf nerdigem Wissen. Ob das Ministerium für Unterhaltung wirklich einen »Bewerb« ausgeschrieben hat und damit gegen sein eigenes Reglement agiert? Hier in der Wohnung von Ezra und Lambert gilt allgemein: »Irgendwann hatten wir einfach vergessen, wie sich das anfühlt, wahre Empfindungen zu haben«, hier werden Karen, Ezra und Lambert zu fühlenden Wesen, die sich im Einfach-Machen selbst behaupten.

Viele Erzählfäden gehen unterwegs verloren; dafür werden wir hineingezoomt in ein Wohnraum-Szenario, das die Spannung hält und aus dem heraus in Retrospektiven ein Archiv aus musikalischen, literarischen und anderen popkulturellen Referenzen entsteht, das die Ereignisse kontinuierlich anreichert. SUSE SCHRÖDER

► Eckhart Nickel: *Punk.* München: Piper 2024. 208 S., 22 €

»Die Gewalt dieser vier Buchstaben reißt mich augenblicklich aus der Bräsigkeit, in der ich mich [...] befinde.« – aus »Punk«

Macht Appetit

»Die Kichererbsen der Señora Dolores« enthält auch Rezepte und viele gekonnt gezeichnete Charaktere

Stevan Paul kann kochen und Rezepte schreiben. Mit seinem Roman »Der große Glander« (Mairisch, 2016) und mehreren Bänden mit Erzählungen hat er gezeigt, dass er auch Belletristik kann. Das alles kommt in »Die Kichererbsen der Señora Dolores« zusammen. Die »Erzählungen vom Kochen«, die der Untertitel ankündigt, finden ganz unterschiedliche Wege zum Herd. Mal taucht das Thema auf verschlungenen Pfaden auf, mal liegt es ganz klar auf der Hand (oder auch: auf dem Teller), dass es um Nahrung, ihre Zubereitung und ihren Genuss geht. So verschieden die Wege, so verschieden sind auch die Erzählungen selbst, und zwar beinahe in jeder Hinsicht, die das betreffen kann. Jede Geschichte macht Appetit und Paul findet sich hervorragend in alle Situationen und Charaktere ein.

Die 13 Erzählungen führen in mehrere Länder und haben – ebenso wie die Rezepte – eine große Bandbreite: Da gibt es einen nordfriesischen Ex-Fischer; einen Kontrolleur, der Restaurantküchen grundsätzlich versifft findet;

einen Lebensmittel-Sensoriker, der gut riechen, aber nicht kochen kann; einen Kreuzberger Küchenchef, der unter Vinaigrette etwas anderes versteht als sämtliche Lehrbücher, oder eine Buchhändlerin, die ihren neuen Nachbarn bekocht. Nebenbei erfährt man noch etwas: den Unterschied zwischen japanischem Panko- und hiesigem Paniermehl, zum Beispiel, oder warum Gardemangers selten geworden sind. Dass man Hühnerherzen vor dem Kochen in warmem Wasser massiert und warum man Erdbeereis ohne Maschine einfach nicht zu Hause herstellen kann. Im Vorbeigehen fließt ein, dass Stevan Paul schon viele Küchen gesehen hat und die sogenannte alte Schule genauso kennt wie die Veränderungen in der Lebensmittelbranche. Die Kichererbsen aus dem Titel gibt es übrigens mit Sherry und Hähnchenkeulen. FRANZISKA REIF

► Stevan Paul: Die Kichererbsen der Señora Dolores. Geschichten vom Kochen. Hamburg: Mairisch 2024. 208 S., 24 €



Zwischen Wahnsinn und Wahrheit

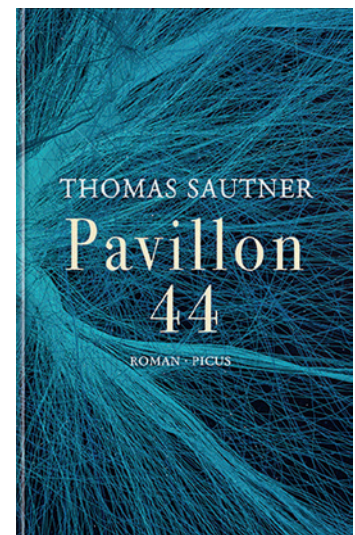
»Pavillon 44« lädt dazu ein, Irrsinn zu erleben, zu hinterfragen und zu normalisieren

Ein Arzt, der süchtig nach Pistazienmilch ist, ein Bürgermeister, an dem Verzweiflung nagt, und Jesus, der sich auf die Suche nach seinem Vater begibt: Um für ihren neuen Roman zu recherchieren, taucht die Schriftstellerin Aliza Berg in das psychiatrische Krankenhaus Baumgartner Höhe ein. Während sie zu Beginn noch das Personal, die Patienten und die täglichen Abläufe studiert, wird sie irgendwann selbst Teil des Irrsinns. Doch nicht nur sie stellt bei den zahlreichen verrückten Ereignissen rund um das Spital und Wien Fragen.

Thomas Sautner erbaut in seinem Roman die weite Welt des Wahnsinns. Mit vielen miteinander verknüpften Begebenheiten kreiert er eine Geschichte über Psyche und ihre Farben. Dabei führt das Buch in eine immer tiefere, immer mysteriösere Gasse, die den Lesenden hier und da den Irrsinn in die Köpfe drückt. Ob Politik, Liebe, Gesundheit oder Wissenschaft – der Autor verwendet ein Arsenal an Zeitungsressorts, die seine Handlung schmücken. Doch dazwischen fädelt Sautner liebevolle Stränge über Freundschaft und Vertrauen ein, die die schönen Seiten des Menschseins aufzeigen. Dies alles spielt sich im wunderschön dargestellten Wien ab, dem eine besondere Rolle zuteilwird und das scheinbar auch eine Liebeserklärung erhält.

Der kreative Schreibstil schreckt vor nichts zurück und spielt ein gefährliches Spiel mit Wahrheit und Wahnsinn, mit Glaube und Betrug. Mithilfe geschickter Worte, sanfter Beschreibungen und mit einem Humor, der mit reichlich Wiener Dialekt getränkt ist, schafft Sautner einen Roman, der die eigenen Gedanken verdreht und die Lesenden erleichtert in die Realität zurückschubst. Denn im Großen und Ganzen steht immer die Frage: Was bedeutet es schon, normal zu sein? JOHANNA KLIMA

► Thomas Sautner: Pavillon 44. Wien: Picus 2024. 450 S., 26 €



»Und ich fragte mich, wie es kam, dass hier im Pavillon eine so selbstverständliche Menschlichkeit wohnte, während in der gesunden, heilen Welt draußen vermutlich alle vorbeigegangen und davongerannt wären.« – aus »Pavillon 44«

Schön böse

Gustav Ernsts »Die Glückseligen« zeichnen ein Sittengemälde



Ulrich ist ein Normalo um die fünfzig, verheiratet, im mittleren Management tätig – und Protagonist in Gustav Ernsts neuem Roman »Die Glückseligen«. Eines Abends kommt er der Einladung eines ehemaligen Schulfreundes nach, den er seit der Matura nicht mehr gesehen hat – und auch auf dieser Party nicht wiedersehen wird. In einer Wiener Wohnung, die von Wohlhabenheit zeugt, trifft er stattdessen auf allerlei gut situierte, aber auch etwas bizarre Gäste. Die versuchen ihn in zudringliche Gespräche über Affären und Sex zu verwickeln, denen sich Ulrich zunächst entzieht. Im Verlauf des Abends lernt er die rätselhafte Rosanna kennen, der er später in eine Bar und schließlich in eine Villa folgt, wo sich Ulrich auf einer Orgie wiederfindet.

Was derart wiedergegeben nach einer dünnen Handlung klingen mag, ist ein mit zunehmender Seitenzahl immer weiter eskalierendes Sittengemälde. Grotesk und dabei bis zur erschreckenden Kenntlichkeit zugespitzt schreibt der 1944 in Wien geborene Autor von mensch-

lichen Abgründen und ihren sozial-ökonomischen Bedingungen. Seine teilweise drastischen Darstellungen zeigen die Verhältnisse schonungslos und folgen damit einer österreichischen Tradition.

Ernst schildert die soziale Gewalt, die Sprache, Arbeits- und vermeintliche Liebesverhältnisse von oben nach unten durchzieht und gleichwertige Beziehungen nicht zulässt. Immer diktiert einer dem anderen seine Bedingungen, uneigennütziges Interesse an einem anderen Menschen sucht man unter den Bessergestellten vergeblich. Anteilnahme zeigt nur ein Taxifahrer, der Ulrich am frühen Morgen nach Hause fährt. Und Ulrich selbst passt am Ende besser zu den »Glückseligen«, als er zu Beginn der Party dachte. ANDREA KATHRIN KRAUS

► Gustav Ernst: Die Glückseligen. Roman. Wien: Sonderzahl 2024. 240 S., 25 €

Gedanken wie gebogene Löffel

»Die Position der Löffel« bildet eine kurzweilige Textsammlung der britischen Schriftstellerin Deborah Levy

Essays« steht auf dem Einband – aber das trifft es nicht oder jedenfalls nur halb. Die in dem schmalen Band versammelten Texte umfassen neben Aufsätzen auch Briefe, Gedichte, erzählerische Kurzprosa. Es sind Gelegenheitsarbeiten, teils 25 Jahre alt, meist jünger – und sie sind abwechslungsreich und charmant.

Deborah Levy, 1959 in Johannesburg geboren und neunjährig mit ihrer Familie nach London ausgewandert, ist hierzulande weniger bekannt als in Großbritannien und den USA, wo sie mittlerweile eine Fangemeinde hat. Zuletzt haben ihre drei *living autobiographies* über das Ende ihrer Ehe und den darauffolgenden Neuanfang für Aufmerksamkeit gesorgt.

Das Autobiografische klingt auch in diesem Band an, allerdings geht es weniger um Levy als um Autorinnen und Künstlerinnen, die sie bewundert: Colette, Duras, Beauvoir (sie ist frankophil, da besteht kein Zweifel), und auch weniger bekannte Namen tauchen auf. So analysiert Levy ausgewählte Werke der vor Kurzem verstorbenen Malerin Paula Rego, oder sie zollt der Essayistin Elizabeth Hardwick Anerkennung. Das Ganze wirkt unangestrengt, die Bildung kommt leicht daher.

Ein roter Faden ist die Frage nach einem weiblichen Kanon – und danach, wie sich Frauen in der Vergangenheit und Gegenwart Räume

geschaffen haben für selbstbestimmte künstlerische Arbeit. Manche von Levys Schlussfolgerungen überraschen: »Lang lebe die Hysterie!«, heißt es etwa in einem kurzen Essay über die Anfänge der Psychoanalyse. Levy versteht Hysterie darin nicht primär als patriarchale Erfindung, sondern als ein dezidiert weibliches Aufbegehren gegen das Patriarchat: »Hysterie ist die Sprache des protestierenden Körpers.« Wie nebenbei verbiegt sie in ihren Texten so ein paar alte gedankliche Löffel. MAURUS JACOBS

► Deborah Levy: Die Position der Löffel. Aus dem Englischen von Marion Hertle. Zürich: AKI 2024. 160 S., 22 €



»Mein Geist ist vollgestopft mit kaputten Möbeln.« – aus »Die Position der Löffel«

Zauber im Hochhaus

Téa Obrehts dritter Roman sucht im Übermorgen Antworten auf heutige Krisen

Nachweltmaßnahmen prägen Téa Obrehts dystopischen Blick auf die Zeit nach der großen Flut: Lebensmittelrationen, Wiederbesiedlungsmaßnahmen und Durchhalteparolen bestimmen den Alltag im Morgenlicht auf Island City – ein etwas unglücklich übersetzter Name für den Baukomplex »The Morningside« im englischen Original. Bei all den übernommenen Anglizismen hätte man in der Übersetzung auch noch diesen Eigennamen beibehalten können. In dieser Version eines maroden Manhattans jedenfalls spielt die Handlung um Protagonistin Silvia und ihre Mutter. Unter Beobachtung des Landesbüros für Nachwelt sind sie billige Arbeitskräfte, die als Migranten nun Hausmeistertätigkeiten in dem Wohngebäude übernehmen. Die eingangs elfjährige Silvia löst als Hobbydetektivin die Rätsel im Morgenlicht – allen voran das um Bezi Duras und ihre drei Hunde, die eigentlich verwandelte Menschen seien. Am Ende erst nimmt der Roman schnelle dramatische Wendungen und wartet mit einem unvermittelten ethischen Dilemma auf.

Ursprünglich im *New York Times Magazine* als nur knapp zwölfseitige Kurzgeschichte erschienen, dehnt sich »Im Morgenlicht« hier auf 352 Seiten aus. Es zwingt sich die Frage auf, was der Roman mehr zu leisten vermag als seine

Vorlage – leider nicht viel. Die vielen neuen Nebenhandlungen und umgeschriebenen Charaktere verursachen unnötige Längen. Dabei gibt es viel Obreht-Typisches »Im Morgenlicht«: magischer Realismus, Märchen- und Legenelemente und auch etwas Autobiografisches. Die aus Belgrad stammende und inzwischen in den USA lebende Autorin baut mit spielerischer Leichtigkeit serbische Volkssagen in ihren Text ein, die viel von dem magischen Sog der ersten hundert Seiten ausmachen. Deren Wucht hinterlässt erst am Ende wieder starke Wirkungen. MARCEL HARTWIG

► Téa Obreht: Im Morgenlicht. Aus dem Amerikanischen von Bernhard Robben. Berlin: Rowohlt 2024. 352 S., 25 €



»Die Vergangenheit war so immens. Sie zu bewältigen, wäre ein wahres Kunststück gewesen, das ihm vielleicht sogar gelungen wäre, hätte er nur damit begonnen, als alles noch in der Waage war – als die Zukunft noch voller Möglichkeiten steckte« – aus »Im Morgenlicht«

Von einer Liebe, die Rassenschande sein soll

Brigitte Reimanns Debüt »Die Frau am Pranger« wurde neu aufgelegt

Es lohnt sich immer, Brigitte Reimann zu lesen. Vor zwei Jahren ist das wieder einmal klar geworden, als – in Zeiten des allgemeinen Paradigmenwechsels im Sprechen über die DDR – Carolin Würfels Sachbuch über Reimann, Christa Wolf und Maxie Wander erschien. Reimann: die großartige Schriftstellerin, Sozialistin, Frauenrechtlerin, Liebende, Tagebuchschreiberin, Selbstzweiflerin, die leider viel zu jung Gestorbene. Nun legt der Aufbau-Verlag ihr 1956 veröffentlichtes und 1959 überarbeitete herausgegebenes Debüt neu auf, auch weil dieser für seine Zeit erstaunlich progressive Roman so erschreckend aktuell geblieben ist. Meisterhaft erzählt die 22-jährige Autorin eine ländliche Romeo-und-Julia-Tragödie zwischen einer jungen deutschen Kleinbäuerin, deren Ehemann am faschistischen Vernichtungskrieg in Osteuropa teilnimmt, und dem sowjetukrainischen Zwangsarbeiter auf ihrem Hof. Der Handlungsverlauf ist von vornherein abzusehen und kein Zweifel kann bestehen, dass die verbotene Liebe irgendwann aufliegen muss, Alexej deportiert und Kathrin als »Rus-

senhure« öffentlich geächtet wird. Dennoch sind die Entwicklungen in ihrer Logik so zwingend, so sensibel und lebensnah ausgeführt, dass der Spannungsbogen bis zum Schluss fesselt und die innere Wandlung der Protagonistin von einer naiven, »unpolitischen« Mitläuferin zu einer bewussten Antifaschistin tief mitfühlen lässt.

Wie immer bei Reimann ist das Beste aber natürlich ihr Stil: Zwar weist das Erstlingswerk auch viele Anfängerfehler auf, bei denen die wortgewandte junge Autorin in ihren Sprachbildern teilweise zu dick aufträgt. Dennoch ist der Roman durchweg schön zu lesen und vor dem Hintergrund späterer Werke wie »Franziska Linkerhand« lassen sich hier bereits überall die lebenshungrigen Momente eines poetischen, blumigen und irgendwie immer an Pippi Langstrumpf erinnernden Duktus erkennen, die einfach nur glücklich machen.

THORSTEN BÜRGERMANN

► Brigitte Reimann: Die Frau am Pranger. Berlin: Aufbau 2024. 176 S., 20 €



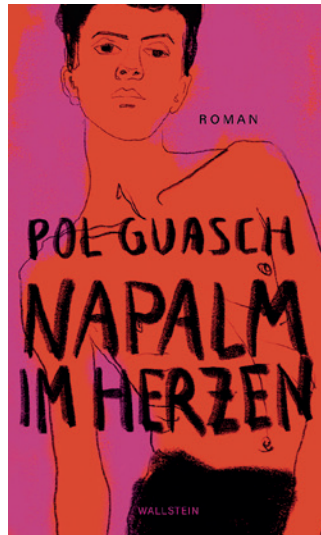
Zärtlich und zornig zugleich

Pol Guaschs »Napalm im Herzen« ist ein Ritt durch die Post-Apokalypse

Bei dem Begriff Napalm im Buchtitel ploppen vermutlich sofort Assoziationen zum Vietnam-Krieg auf. Klar, ein Buch über einen Krieg also. Stimmt so weit, aber nicht Vietnam. Was dann? Ein innerer Krieg? Vielleicht. Aber wer gegen wen? Und wo? Und wann? Bei all diesen Fragen bleibt der katalanische Lyriker Pol Guasch in seinem Debütroman bewusst sehr vage. Sein namenloser Protagonist befindet sich in einem kafkaesken Krieg, der ihn zwingt, zu Hause zu bleiben. Überhaupt herrschen absurde Regeln. Seine Muttersprache darf er nicht mehr benutzen. Es gibt verschiedene Zonen für unterschiedliche Gruppen und alles ist durch »schlechte Luft« verseucht. Einzig die Natur holt sich verlorenen Raum stückweise zurück. Ressourcen sind knapp. Es mangelt an vielem, auch an Hoffnung. Interessant wird nun, wie diesem Mangel und dieser Bedrohung begegnet wird. Der junge Protagonist setzt der Repression und Leere eine große Sehnsucht entgegen. Eine Sehnsucht, die zum Widerstand wird. Gemeinsam mit seiner Liebe, dem mysteriösen Boris, macht er sich auf den Weg zu einem besseren Leben. Pol Guaschs Sprache

verstört und verzaubert, verknüpft und verschwendet, schwebt und stürzt krachend zu Boden. Ein ebenso wundersamer wie wütender Ritt durch eine Post-Apokalypse. Zärtlich und zornig zugleich wirkt dieser fragmenthafte Roman, als hätten sich Iggy Pop und Boris Vian den Stift geteilt. TORSTEN KELLNER

► Pol Guasch: Napalm im Herzen. Aus dem Katalanischen von Kirsten Brandt. Göttingen: Wallstein 2024. 270 S., 22 €



»Ich fühlte meinen Herzschlag hinter meinen Augen. Meine Hände kribbelten. Und ich sah die Augen der Tiere, die sich im Unterholz verbargen.«

– aus »Napalm im Herzen«

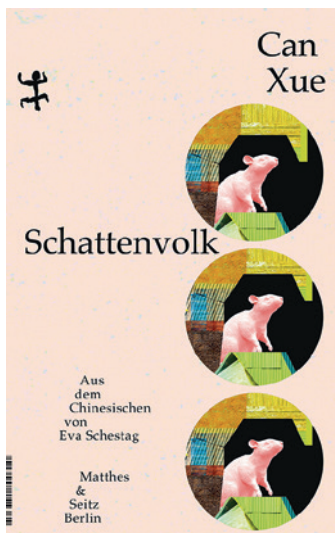
Der Bau hinter der Chinesischen Mauer

Can Xues »Schattenvolk« versammelt bereichernde, ungewöhnliche Erzählungen

Der Verlag Matthes und Seitz tut sich in jüngster Vergangenheit angenehm mit der Herausgabe neuer Belletristik aus der Volksrepublik China hervor, meist der verfemten und zensierten Werke, natürlich. In diese Bibliothek reihte sich nach der Publikation ihres Romans »Liebe im neuen Jahrtausend« jüngst ein Band mit Erzählungen der Autorin Deng Xiaohua ein, die unter dem Pseudonym Can Xue auftritt – Can Xue heißt schmutziger Schnee, der nicht schmilzt, oder reiner Schnee auf einem Berggipfel. »Schattenvolk« ist eine Sammlung von 16 kryptischen, teils ziemlich surrealen Geschichten über merkwürdige Outlaws, oftmals Tiere, irgendwo im industrieprovinziellen Abfuck. Man merkt der Autorin an, dass sie sich sehr intensiv mit Kafka und Borges beschäftigt hat, mit Erstgenanntem vielleicht sogar zu sehr, wenn man sich in der grauen Kartografie

irgendwelcher Ratten und Zikaden verliert, die in ihren stinkigen Komplexen aus Schuldgefühlen und Angst herumirren. Dennoch unterhält und bereichert die Lektüre enorm: Diese rätselhaften Geschichten in ihrem dichten, sprachreduzierten Stil ziehen scheinbar Beiläufiges in den Vordergrund und geben Entscheidendes ganz nebenher preis oder umschiffen es manchmal heimlich. Diese Dramaturgie überhaupt, die aus allen gängigen, nach westlichen Maßstäben funktionierenden Regeln ausbricht, manchmal so anmutet, als wolle sie gar nicht Fahrt aufnehmen und die Handlung stagnieren lassen, sich dann überschlägt, Entwicklungen abbricht und die Geschichte offen enden lässt, um sich möglicherweise jeder Quintessenz zu verweigern. Wie beim Prager Altmeister der unheimlich grotesken Tiergeschichten also wird man das Gefühl nicht los, dass man Passagen noch mal lesen und am Ende von vorn anfangen muss und dass es dann auch nach der x-ten Wiederholung immer noch was zu holen gibt. THORSTEN BÜRGERMANN

► Can Xue: Schattenvolk. Aus dem Chinesischen von Eva Schestag. Berlin: Matthes und Seitz 2024. 368 S., 26 €



»Ist dein Cousin eigentlich ein Mensch oder ein Vogel?« – aus »Schattenvolk«

So oder anders

Roman Graf erzählt spielerisch-mäandernd vom »Leben ohne Folgen«

Manche Bücher verweigern sich Inhaltsangaben. Roman Grafs »Leben ohne Folgen« ist so eines: Es fordert einen beim Versuch, zur »eigentlichen« Geschichte vorzustoßen, heraus. Kaum hat man sich in einem Szenario und mit einem Protagonisten zurechtgefunden, wechseln Schauplatz und Hauptfigur. Eine Weile glaubt man noch, irgendwann wieder zurückgeführt zu werden, damit sich die Kreise schließen können, doch nichts dergleichen passiert – stattdessen folgt ein Déjà-vu dem nächsten. Denn Graf spielt seine Grundidee mehrfach durch: Es gibt Ähnlichkeiten, Überschneidungen, Wiederholungen; es gibt Abbiegungen, die ins Nichts führen, aber auch Variationen und Weiterentwicklungen.

Nach einer Phase der Desorientierung und des »Was soll das Ganze eigentlich?« macht die Lektüre Spaß. Verschiedene männliche Lebens-

entwürfe werden da über einige Generationen hinweg entworfen und vor allem in der ersten Hälfte des Buches immer wieder unerwartet abgebrochen, als hätte der Autor plötzlich die Lust daran verloren. Was nicht wundern würde, denn die anfänglich krasse Selbstbezogenheit der Protagonisten verunmöglicht eine – und damit auch ihre – Entwicklung.

Im Verlauf der Geschichte(n) kristallisiert sich heraus, dass ein Leben im Vakuum – ohne Entscheidungen und verbindliche Beziehungen – zwar vor Schmerzen bewahrt, ein solches Leben jedoch eigentümlich folgenlos und damit leer bleibt. Das hat man sicher schon an anderer Stelle gelesen, doch Grafs spielerischer Umgang mit dem Text verleiht dieser Einsicht etwas erfrischend Undidaktisches.

Am Ende stehen Tod und neues Leben. Das könnte kitschig wirken, tut es aber nicht, weil



Graf beides in seiner Alltäglichkeit schildert: als selbstverständlicher und zugleich besonderer Teil des großen Ganzen. ANDREA KATHRIN KRAUS

► Roman Graf: Leben ohne Folgen. Göttingen: Wallstein 2024. 450 S., 24 €

Auf der Suche

Verlust und Einsamkeit sind die großen Themen in Sina Scherzants Roman »Taumeln«

Vor zwei Jahren ist Hannah verschwunden, angeblich im Wald. Deswegen sucht noch immer jeden Samstag ihre Schwester Luisa nach ihr, mit einer kleinen Gruppe von Menschen, die unterschiedlicher kaum sein könnten: eine Studentin, ein Rentner, ein schweigsamer Sanitäter und eine energische Reiseführerin. Sie verbindet nur die samstägliche Wanderung durch den Wald, und zwar obwohl bis auf Luisa niemand die Verschwundene kannte. Sie treffen sich jede Woche wieder, verbringen viele gemeinsame Stunden, ohne sich näherzukommen.

Nach und nach erhält man Einblicke in die Schicksale der Mitsuchenden: Gewalttätige Familienangehörige, Verlassen-Werden von der großen Liebe oder den Eltern, Panikattacken und Aufenthalte in psychiatrischen Kliniken sind Themen, die verhandelt werden und dem Buch eine sehr düstere Stimmung verleihen. Trotzdem gibt es auch hoffnungsvolle Momente, die zeigen, dass Dinge sich ändern können.

Ohne kitschig oder sentimental zu werden, erzählt der Roman auch von gegenseitiger Unterstützung, Liebe und Zeit, die die Wunden vielleicht nicht endgültig heilen, aber erträglicher machen.

Bei alledem wird auch die politische Dimension nicht aus dem Blick verloren: Wieso ist gerade eine so schöne wie naive junge Frau verschwunden? Würde in Deutschland nach einer nicht-weißen Person genauso vehement gesucht werden? Wer trägt die Schuld an häuslicher Gewalt? Sina Scherzant schafft es, diese Fragen ganz unaufdringlich einzuflechten.

Am Ende wirkt es, als wäre jede und jeder auf der Suche nach etwas, was ihm oder ihr Halt gibt. Bei einigen scheint es zu klappen. Schade ist nur, dass man Beweggründe und Gefühlswelt nicht von allen kennenlernt. So erscheinen manche Charaktere wie willkürliche Statisten.

LEONIE BEER

► Sina Scherzant: Taumeln. Berlin: Park x Ullstein 2024. 320 S., 23 €

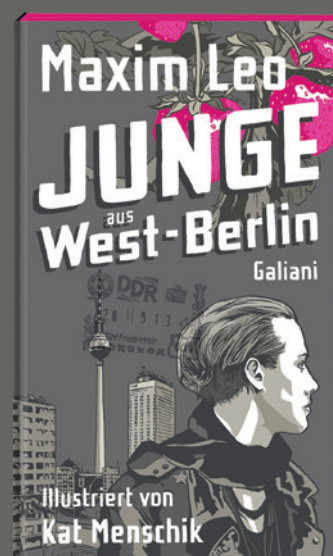


»Später wurde ich oft gefragt, wie ich die letzten Monate vor dem Mauerfall erlebt habe. Die Wahrheit ist: ich hatte keine Ahnung, dass es die letzten Monate vor dem Mauerfall waren.«

Maxim Leos hinreißende Liebesgeschichte aus dem wilden Sommer 1989 – einer Zeit, in der nichts ist, wie es scheint. Und in der nichts bleibt, wie es war.

Band 18 in der Reihe der Lieblingsbücher
23 €

Galiani
Berlin





Schrill, schräg und überzeugend

Cemile Sahins überbordender Roman »Kommando Ajax« oder: Wer waren noch mal die Kurden?

Schon ihr Debütroman »Taxi« machte Furore, und zwar zu Recht. Mit ihrem unverkennbaren Stil – schnelle Schnitte, kurze prägnante Sätze, furioses Tempo, ein Kameraauge, schrille Bilder – nimmt uns die Autorin und bildende Künstlerin Cemile Sahin mit auf eine wilde, turbulente Fahrt. Tarantino und Kusturica grüßen vom Rande der Szenerie. Die wechselt schnell, die Kamera zoomt rein und raus, wir springen in der Zeit hin und zurück und rasen durch den Text bis zur letzten Zeile. Atemlos. Begeistert. Erschüttert. Da stehen wir also und wissen nicht, wie uns geschieht. Mitten in »dieser Geschichte, die das Leben selbst ist«.

Sahins Text – oder vielleicht besser: Genre-Collage – entwickelt einen Sog, dem niemand entkommt. Sie ist präzise und zielsicher wie

der Scharfschütze auf der kurdischen Hochzeit in Rotterdam zu Beginn des Textes. Es ist laut und bunt, ein Schuss fällt, Chaos, Geschrei, Stopp. Zeitsprung nach vorne. Rückblende. Zeitsprung nach vorne. Zwischen Kurdistan und Holland lässt Sahin ein ganzes Ensemble an Personen antreten und manövriert sie geschickt durch alle Schlupflöcher, durch Zeit und Raum, ohne dass wir den Überblick verlieren, von 1995 bis 2025 geht die Reise. Sie ist ein fulminanter filmischer Ritt voller absurder, überschäumender Szenen, mit allem, was dazu gehört: schnelle Fahrzeuge, strahlende Muskeln, großes Geld, große und kleine Träume, Rache und Gerechtigkeit, Spiel und Macht, Gewalt und Liebe. Und Familie, die man, wenn man sie nicht retten kann, rächen muss.

Wie soll man umgehen mit all der Gewalt, mit Terror, Vertreibung, Exil und Traumata, die der Geschichte zugrunde liegen? Wie soll man sie mitteilbar, vermittelbar, fühlbar machen? Sahin liefert eine wuchtige, intensive Antwort. Von der ersten bis zur letzten Zeile: grandios.

MARTINA LISA

► Cemile Sahin: Kommando Ajax. Berlin: Aufbau 2024.

352 S., 25 €

»Die Kinder sind klein und spielen Räuber und Gendarm. Wie spielen sie das? So, wie sie es kennen. Niemand ist der Gendarm. Alle sind bloß Räuber. Niemand will ein Polizist sein.« – aus »Kommando Ajax«

Tiergarten statt Reichskanzlerplatz

Nora Bossongs Roman »Reichskanzlerplatz« hält nicht, was er verspricht – er bietet aber eine spannende Geschichte

Sollten Sie zu den Menschen gehören, die vor der Lektüre eines Romas weder den Klappentext lesen noch andere Arten der Werbung nutzen, dürften Sie bei »Reichskanzlerplatz« einen großen Vorteil haben. Denn eigentlich ist dem Roman wenig vorzuwerfen – außer seiner Ankündigung. »Ein intensives Porträt der Frau, die Magda Goebbels wurde«, verspricht der Schutzumschlag, doch im Buch findet sich die Geschichte des jungen homosexuellen Hans, der in der Ankündigung hinter Magdas berühmtem Namen zurückstehen muss, dafür aber die Handlung bestimmt. Das Porträt Magdas hingegen ist keinesfalls intensiv. Vielmehr streifen sich die Leben der beiden Figuren, wobei vieles Spekulation aus Sicht von Hans bleibt.

Wenn man die angepriesene Erwartungshaltung aber einmal über Bord geworfen hat, hält man eine sehr lesenswerte Ich-Erzählung in den Händen, die besonders durch zwei Aspekte hervorsticht: Bossongs unglaublich kunstvolle und doch lebensnahe Sprache – es ist nicht

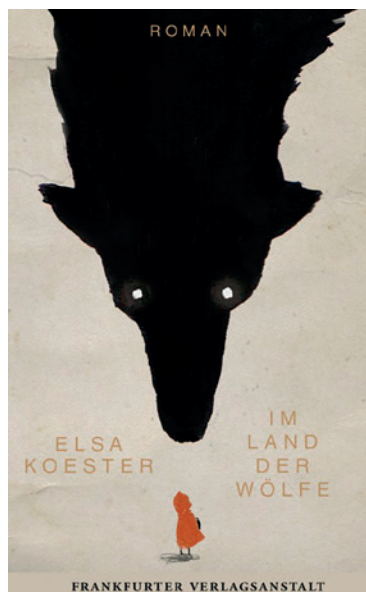
möglich, gleichgültig von Regenschirmen zu berichten. Sie sind zu unwichtig, und wer sie erwähnt, offenbart, was unter ihnen geschieht« – und die Leiden eines homosexuellen Mannes in der Weimarer Republik und dem Dritten Reich. Dieses Leben, der eigentliche Kern der Handlung, ist durchgehend von dem Versuch geprägt, dazuzugehören, ohne sich dabei vollständig selbst zu verlieren, was vor allem im nationalsozialistischen Deutschland zu einer Zerreißprobe wird. Beginnend mit Hans' Schulzeit, wird sein Leben eng mit Deutschlands Geschichte verwoben. Und alleine für die nahegehende Beschreibung von Hans' junger, unerwiderter und verbotener Liebe für seinen Klassenkameraden Hellmut hat sich die Lektüre des Romans vollständig gelohnt.

JOACHIM KERN

► Nora Bossong: Reichskanzlerplatz. Berlin: Suhrkamp 2024.

296 S., 25 €





Farbenspiele im tiefen Osten Sachsens

Elsa Koester schildert das Leben in einer ostsächsischen Grenzstadt vor der Oberbürgermeisterwahl

In der sächsischen Stadt Grenzlitz am Grenzfluss Limes, an der Grenze zu Polen – »grenzlitz, rand von sachsen, rand der republik, ende der welt. gute nacht« – tobt der Wahlkampf um das Amt des Oberbürgermeisters bzw. der Oberbürgermeisterin. Die Kandidatin der Zukunftsgünen holt sich Nana aus Berlin als Coach für ihren Wahlkampf. Ihre Kontrahenten sind die Schwarzen, die Pinkgrünen und die Blauen. Die zukunftsgrüne Kandidatin und ihre multi-kulturellen Unterstützer wollen Grenzlitz neu gestalten: »Willste jammern, oder willste was ändern an deiner Lage?« Doch die Blauen sind in der Stadt omnipräsent, vor allem in Polizei und Feuerwehr, in denen sich die »Macho-Kultur« verbreitet hat. Ihr Vorwurf: Europa wurde »regenbogenisiert«, dagegen muss man sich doch wehren. Hinter der konziliant kameradschaftlichen Fassade tritt immer wieder blaue Gewalt hervor.

Nana kommt aus dem Westen, sie war einst das »Antifa-Mädchen« und lebt nun in Berlin;

sie findet sich schwer zurecht in der für sie ganz neuen Umgebung. Erschwerend kommt für sie hinzu, dass einer der Blauen eine gewisse Faszination auf sie ausübt. Sie hält die angespannte Atmosphäre in der Stadt kaum aus, flieht kurz nach Berlin in ihre dortige Wohnung in der Sonnenallee, kommt dann doch am gleichen Tag zurück und bleibt bis zum Wahltag in der Stadt an der Grenze. Das Ergebnis bleibt offen.

Koester schreibt einen Roman mit interessanter Erzähltechnik und gelegentlich poetischem Stil. Gleichzeitig ist der Roman ein Zeitzeugnis, in dem der Ost-West-Konflikt, schwierige Familienverhältnisse, der Klimawandel und problematische Erinnerungskulturen eine zentrale Rolle spielen. Die Wölfe sind in der Stadt. Ein Lesegegnis, der zum Nachdenken anregt – was will man mehr? JOACHIM SCHWEND

► Elsa Koester: Im Land der Wölfe. Frankfurt/Main: Frankfurter Verlagsanstalt 2024. 320 S., 24 €

... und putzte in aller Ruhe mein struppiges Fell

Katja Oskamps Roman »Die vorletzte Frau« handelt vom Mann des Lebens

Ich rechnete in Gedanken vor mich hin und umkreiste die Frage, ob alles so gekommen wäre, wie es gekommen war, wenn Tosch während der neunzehn Jahre nicht krank und ich während der neunzehn Jahre nicht alt geworden wäre.« In diesem vorangestellten Satz steckt der ganze Roman, den Katja Oskamp uns auf gut zweihundert Seiten erzählen wird. Knapp, leidenschaftlich, niemals larmoyant. Dreißig ist die Ich-Erzählerin, als Tosch sie vor dem Joseph-Pub mit Krawumm auf die Motorhaube eines parkenden Autos legt und die Liebe beginnt. Katja Oskamp, die unverstellt von sich schreibt, ist neunzehn Jahre jünger als ihr Dozent am Leipziger Literaturinstitut, der Schweizer Schriftsteller Thomas Hürlimann. Ihr Begehren gleicht einem Rausch: »Die schöne junge Frau, die ich damals war, glitt in Toschs Duft, tastete

nach den Falten unter seinen Augen, nach den Narben auf seiner Stirn.«

Sie verbringen viele Sommer in der Schweiz, leben nah beieinander in Berlin und nur den kleinsten Teil ihrer Beziehung gemeinsam, da ist ihre Tochter schon in der Pubertät und er krank, die Liebe am Zerbrechen. Zärtlich und schonungslos blicken beide auf diese Zeit zurück, er resümiert in einem Artikel für die *Neue Zürcher Zeitung* seine Krebs-Odyssee durch die Krankenhäuser der Schweiz und den Abschied von seiner Katja, sie gestaltet ihren dritten Roman daraus.

Katja Oskamp wurde 1970 in Leipzig geboren, wuchs in Ostberlin auf, studierte Regie in Rosstock und Literatur in Leipzig. Sie schrieb Erzählungen und zwei Romane über eine Kindheit in der DDR, eine junge Frau im Putzwahn und



eine Prenzlbergmutter mit Korsch-Fantasien, tauchte ab in die Marzahner Fußpflege und mit Geschichten darüber wieder auf. Nun ist sie als Literatin der obersten Liga zurück.

Stark! ANNE HAHN

► Katja Oskamp: Die vorletzte Frau. Berlin: Park x Ullstein 2024. 208 S., 22 €

»Wer bist du, wenn du aus zwei Welten kommst?«

Lesung in Frankfurt/Main
anlässlich der Buchmesse
18.10.24, 18:00 Uhr
Romanfabrik,
Hanauer Landstraße 186



ISBN 978-3-949545-63-4
152 Seiten, Hardcover, € 21,00

Ennatsu Domingo erzählt aus ihrem Leben als Mädchen im ländlichen Äthiopien, ehe sie nach dem Tod der Mutter und des Bruders als Siebenjährige Anfang der 2000er-Jahre von einer katalanischen Familie adoptiert wird. Als Erwachsene lässt ihr die Frage nach den Ursachen für das Elend der äthiopischen Landbevölkerung, vor allem der Frauen, keine Ruhe. Zugleich ergründet sie für sich, wie es ist, mit mehr als einer Identität zu leben, und was es bedeutet, die Sprache der eigenen Kindheit zu verlieren und zurückzugewinnen.

Dieses Buch ist nicht nur eine packende Lektüre, sondern ein unverzichtbarer Text, um unsere Welt besser zu verstehen.

Der Kiosk stirbt und die Zeitschriften-ästhetik macht Party

Studierende der Zürcher Hochschule der Künste feiern das urbane Verkaufsbüchchen

Kiosk, so dürfen wir aus diesem verspielten Büchlein lernen, ist von küsk, dem persischen Wort für Gartenlaube oder Pavillon abgeleitet. Die Bezeichnung ist also auf architektonische Merkmale gemünzt, die sich im Lauf der Geschichte verwandelt oder gänzlich verloren haben. Trotzdem haben Kioske bis heute oft eher niedliche Ausmaße. Als klassische Verkaufsbüchchen beleben sie Nischen, Durchgangsorte oder öffentliche Plätze. Wir erkennen sie an ihren gedrängt liegenden Auslagen: oft Trink-, Ess-, Rauch- und Lesbares – Kleinigkeiten also, die fast jeder und jede mal braucht. Kioske entwickeln sich nicht selten zu sozialen Treffpunkten und geben dem urbanen Leben eine gemütliche Note.

Diese Aspekte haben Studierende der Zürcher Hochschule der Künste in einem »Kaleidoskop« einzufangen versucht. Tatsächlich handelt es sich um einen Band, der exzessiv der Zeitschriftenästhetik huldigt. Das Inhaltsverzeichnis ist unterteilt in die Kategorien Kioskleben, Kioskwissen, Kioskfiktion. Superknappe Essays, Mini-Reportagen und literarische Kurzprosa in unterschiedlichen Schriftarten und -größen wechseln sich ab mit grafischen Ideen, Text-

Bild-Kombinationen, Fotocollagen, Schnappschüssen. Sogar eine Fotostory und ein Quartett-Spiel zum Ausschneiden sind vorhanden!

Das alles ist sympathisch, knallig und leider auch anspruchslos. Denn in Zeiten, wo binnen fünf Minuten im Netz fast alles zu recherchieren ist, hätten zum Beispiel die Essays ausführlicher sein können. Manche der literarischen Texte sind wirklich schlecht geschrieben, inhaltlich belanglos und sentimental. Wahrscheinlich liest man sie anders, wenn man aus Zürich kommt. Über die Leipziger Spätis ließen sich vielleicht ganz eigene Theorien entfalten und hoffentlich auch originellere Geschichten erzählen. JULIANE ZÖLLNER

► Zürcher Hochschule der Künste, Plattform Kulturpublizistik
(Hg.): Kiosk. Ein Kaleidoskop. Zürich: Limmat 2024.
Ca. 208 S., 38 €



*»Aus der Mode gekommen
sind Ohrfeigen, Spucken
und Würgen.«*

– aus »Schlägereien in Parlamenten«

Streitkultur mit Fäusten und Tränengas

Eine nützliche Betrachtung zu »Schlägereien in Parlamenten« weltweit

Julius Cäsar war vor 2.068 Jahren das erste Opfer parlamentarischer Gewalt. Der von Senatoren erdolchte Römer steht am Anfang einer Reise um die Welt in 97 Tagen, an denen in wechselnden Volksvertretungen geprügelt, randaliert und geschossen wurde. So manche Kugel wurde schon auf gegnerische Abgeordnete abgefeuert, selten mit Todesfolge – aber in den eher burlesken Fällen geht es um Fußtritte und Tränengas, um fliegende Stühle oder Schuhe. Die Königsdisziplin bleibt der Faustkampf Mann gegen Mann bis hin zur entfesselten Saalschlägerei. Als heißblütig darf man Politiker aus Taiwan, Südkorea und der Ukraine ansehen, denn sie finden öfter Erwähnung. In Deutschland ist das Hohe Haus eine komplett gewaltfreie Zone. Dass ein FDP-Heini im Erfurter Landtag einen Blumenstrauß vor die Füße geschmissen bekam, ist die glorreichste Kampfhandlung aus jüngster Zeit.

Das Buch »Schlägereien in Parlamenten« betreibt neben der Kommentierung von You-

tube-Videos eine nützliche Länderkunde: Gelb auf lila Grund oder umgekehrt erscheinen der Umriss des besprochenen Staates und ein Piktogramm, das die Art des Deliktes andeutet (Schubsen, Beschimpfung, Flaschenwurf). Umseitig werden die Kombattanten vorgestellt und die Gründe des Streits erläutert. Das ist gut portioniert und hilft, die wichtigste Konfliktlinie zu verstehen. Dabei kommt nicht die Spur von Arroganz gegenüber vermeintlich un-zivilisierten Volksvertretern oder gar Völkern auf. Vielmehr wird die Schlägerei an sich als Ausdruck von Vitalität und Streitkultur, ja als Ausweis einer lebendigen Demokratie bewertet. Die Gegenprobe: In Chinas Einparteien-Volkskongress wird nicht geprügelt. Die goldene Mitte liegt wohl im britischen Unterhaus, wo Regierung und Opposition in zwei Schwertlängen Abstand zueinander sitzen – und nicht raufen. SVEN CREFELD

► Benjamin Fredrich: Schlägereien in Parlamenten. Greifswald: Katapult 2024. 208 S., 22 €



»Bis Mitte dreißig sieht Capote aus wie ein Vierzehnjähriger; mit vierzehn kann er schreiben wie ein Vierzigjähriger.«

– aus »Truboy. Mein Sommer mit Truman Capote«

Plaudern über Capote

Die Journalistin Anuschka Roshani sucht nach Truman Capotes letztem Roman

Truman Capote (1924–1984) ist fraglos ein faszinierender Schriftsteller. Schon als Teenager verfasste er bemerkenswerte Kurzgeschichten, sein Debütroman machte ihn mit 24 Jahren berühmt, später schrieb er einen minutiös recherchierten »Tatsachenroman« über einen Familienmord in Kansas, womit er, wie er selbst meinte, ein neues Genre erfunden hatte; zeitlebens war Capote außerdem ein unermüdlicher Partygänger, Vertrauter etlicher Stars (von Warhol bis Monroe), begnadeter Anekdotenerzähler (oft mit erfundenen Details) – und damit ist erst ein Bruchteil gesagt.

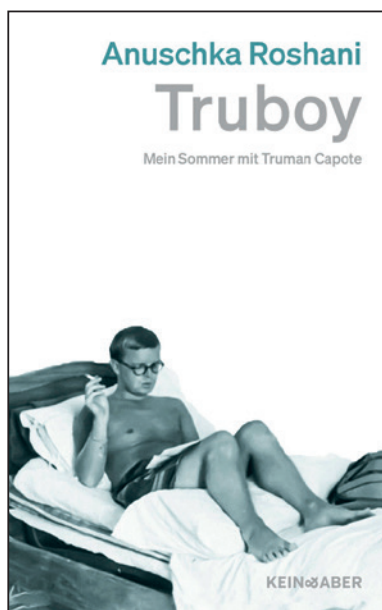
Anuschka Roshani, Herausgeberin von Capotes Gesamtwerk, legt nun ein Buch vor, in dem viele zu Wort kommen, die Capote gekannt haben: Freundinnen, Bekannte, sein Biograf, seine Nachlassverwalter. Aufhänger ist Roshanis Suche nach Capotes letztem Manuskript, »Erhörte Gebete«, von dem nur einzelne Kapitel veröffentlicht sind, der Rest ist verschwunden – oder Capote hat den Roman nie zu Ende geschrieben, niemand weiß es. Die Veröffentlichung der ersten Kapitel hatte seinerzeit für einen Skandal gesorgt, denn Capote stellte darin die High Society bloß, in der er selbst so gern unterwegs war.

Es ist Roshani schon einmal gelungen, verschollene Capote-Texte zu finden: 2014 erschienen im *Zeit*-Magazin erstmals einige seiner frühreifen Kurzgeschichten. Diesmal jedoch

wirkt die Suche eher wie ein Anlass, um mit allen möglichen Leuten über Capote zu plaudern. Das wäre okay, enthielte das Buch nicht so viel Belangloses. Es steckt voller Wiederholungen, abgegriffener und betulicher Wendungen: »Verflucht, warum sollte mir das Glück nicht abermals hold sein?«, schreibt Roshani zu Beginn. Wer Capote an seinem 100. Geburtstag kennenlernen möchte – was sich lohnt –, greift lieber direkt zu seinen Büchern.

MAURUS JACOBS

► Anuschka Roshani: *Truboy. Mein Sommer mit Truman Capote*. Zürich: Kein & Aber 2024. 351 S., 22 €

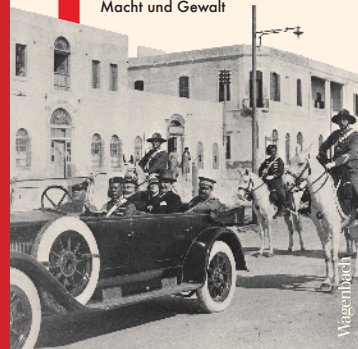


»Menschen werden nicht als Faschisten geboren, sie werden dazu gemacht.«

Victoria de Grazia

DER PERFEKTE

FASCHIST
Eine Geschichte von Liebe, Macht und Gewalt



Gebunden mit Schutzumschlag
512 Seiten mit vielen Fotografien
€ 38.– / € (A) 39.10
ISBN 978 3 8031 3739 5
Auch als E-Book erhältlich

Wagenbach
www.wagenbach.de



Klingt paradox, macht aber Spaß

Beate Absalon eröffnet überraschende Perspektiven auf unsere sexuelle Kultur

Nicht wenige Beziehungcoaches behaupten, dass zu einer gelungenen Partnerschaft Sex gehört – also mehr als einmal die Woche, bitte schön. Und wer kennt nicht diese schmähenden Tuscheleien über Ehen, die in die Brüche gehen, weil angeblich im Bett nichts mehr läuft? Vielleicht haben wir selbst schon mitgeschmäht. Sexuelle Normvorstellungen sind verdammt schnell verinnerlicht.

Tatsache ist: Sex ist per se keine Sache von Freiwilligkeit. Die Konsens-Forscherin Beate Absalon macht das nachvollziehbar, indem sie sich an die Seite derer stellt, die sowieso durchs Raster fallen, zum Beispiel Menschen mit Dysfunktionen, Zölibatäre und Asexuelle. Aus ihren Perspektiven heraus wird deutlich, dass das, was wir für sexuell normal halten, eine moderne Fantasie ist, die den menschlichen Körper instrumentalisiert.

Denn die erstaunliche These dieses Buches ist, dass patriarchale Macht traditionell mit sexueller Macht einherging, historisch aber oft wiederum mit Sexdruck gekontert wurde. Der indirekte Zwang zum Sex wird uns in der Kon-

sequenz in allen politischen Ecken zugespielt. So wird von linken, queeren, konservativen oder auch rechten Akteuren und Akteurinnen immer wieder behauptet, dass Sexualität ein Trieb sei, was medizinisch falsch ist. Sex ist oft eng verknüpft mit unserem Selbstbild und zum Beispiel auch Bedeutungsaspekten wie Coolness, Rebellion, Emanzipation – und Liebe sowieso.

Das Buch ist sehr gut zu lesen und hinterlässt einen inspirierenden und warmherzigen Eindruck. Das immer gut spürbare Anliegen der Autorin ist es, zum Experimentieren einzuladen – letztlich Formen von Intimität, Nähe, Berührung und Verbundenheit zu erfinden, die nichts mit dem klassischen Rein-Raus-Theater zu tun haben. JULIANE ZÖLLNER

► Beate Absalon: Not giving a fuck. Von lustlosem Sex und sexloser Lust: Gesellschaftlichen Zwang überwinden und lebendige Intimität entdecken. Wien: Kremayr und Scheriau 2024. 192 S., 24 €

Karteikartenästhetizismus

Bei »Was eine Kiefer ist« handelt es sich um Literatur, die wie ein Sachbuch wirken will

Die Naturthematik boomt in der Literaturbranche. Sicherlich erhoffen wir uns von einem Naturbuch inspirativen Reichtum, geistige Ruhe, eine gepflegte Kultur der Träumerei und – die tendenzielle Absenz kapitalistischer Gesetze. Für »Was eine Kiefer ist« hat sich die Künstlerin Yi Meng Wu von der Ästhetik alter wissenschaftlicher Karteikarten inspirieren lassen. Das Buch enthält dreißig Pflanzenporträts. Diese umfassen je einen literarischen Text, einen Steckbrief mit botanischen und popkulturellen Daten, einen knappen Sachtext und eine Illustration.

Die Illustrationen hat Florian Weiß mit einer selbst erfundenen Punktiermaschine erstellt, die die Wirkung von Bleistiftzeichnungen mit den Möglichkeiten modernen Grafikdesigns verbindet. Bei den literarischen Texten handelt es sich um Kurzprosa. Es wird direkt zum Wendepunkt einer Geschichte hingeführt und der Text kurz darauf abgeschlossen. Die Lektüre hat also eine poetisch-rätselhafte Wirkung, die leider die überexplikativen Hinweise in den Sachtexten wieder auflösen.

Insgesamt entpuppt sich die Gesamtkonzeption als gefälliger Ästhetizismus. Offensichtlich wurden Pflanzen ausgewählt, die eine spektakuläre sozialgeschichtliche, wirtschaftspolitische oder kulturelle Bedeutung haben – einige

der brisantesten Fälle, wie Hanf, Baumwolle oder Zuckerrüben, wurden aber ausgelassen. Auch die grausamen kolonialen Verbrechen im Zuge des Kautschukhandels werden mit ärgerlicher Diskretion behandelt. Kurz, die Pflanzenporträts wirken allzu unvollständig. Bei der Zusammenstellung wurde anscheinend auf eine Vielfalt von Erzählungen gesetzt, die literarisch nach vorgegebenem Muster aufgearbeitet werden. Die Karteikarten-Idee hat offensichtlich zu einer Vermischung von Literatur und Sachbuch geführt, die als solche keine neuen Sinnhorizonte eröffnet. JULIANE ZÖLLNER

► Florian Weiß (Ill.)/Lucia Jay von Seldeneck (Text): Was eine Kiefer ist. Geschichten aus der botanischen Welt. Mannheim: Kunstanstifter 2024. 132 S., 30 €



FCK NZS

Marcus Bensmann legt die Correctiv-Recherchen zur AfD in Buchform nach

Anfang 2024 trieb es Hunderttausende auf die Straße, um gegen Vertreibungsfantasien der AfD zu demonstrieren. Diese hatten Recherchen des Mediums Correctiv offengelegt, die als »Geheimplan von Potsdam« öffentlich wurden. Diese Erkenntnisse fügt Reporter Marcus Bensmann mit anderen zu einem größeren Bild über die extreme Rechte.

Die Correctiv-Recherche wurde gefeiert, aber auch kritisiert, weil sie bisweilen zu spekulativ ist – und damit dem Journalismus schade. Unbestritten ist darin zu lesen, dass extrem rechte Ideen auch in sogenannten bürgerlichen Kreisen zirkulieren. Dort stellt die Vorstellung kein Tabu dar, zwischen völkisch echten Deutschen und solchen, die es »nur« dem Pass nach sind, zu trennen. Letztere könnte man durch Gesetzesänderung ausweisen.

Bensmann zeigt – besonders an den Namen Maximilian Krah (AfD) und Identitären-Chef Martin Sellner –, wer Ideengeber ist und welche Kreise dieses Denken zieht. Dass er die seit den 1960ern bestehende »Neue Rechte« nur lose einordnet: geschenkt. Warum aber greift er dafür nicht auf die wegweisenden, zum Teil kostenlos einsehbaren Arbeiten des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung zurück? Immerhin schreibt Bensmann zu Recht, dass hier alter Wein in neuen Schläuchen verkauft wird.

Ratlos macht das letzte Kapitel, das praktische Antworten gibt. Der Reporter raunt davon, AfD-Aussteigenden eine zweite Chance zu geben. Und verweist dabei ausgerechnet auf innerhalb der Partei Gestrauchelte wie Jörg Meuthen. Überzeugende Aussteiger sehen anders aus. Er plädiert, was nie falsch ist, für mehr Bildung. Zudem fordert er bessere Löhne, als bestünden AfD-Wählerinnen und -Wähler vor allem aus Armen. Auf »Sicherheit und Sauberkeit« hinzuweisen, hält Marcus Bensmann ebenfalls für wichtig und er wünscht eine politische Debatte auf allen Ebenen. Angesichts dieser verharmlosenden Einlassungen gewinnt man den Eindruck, er habe die extrem rechte Ideologie selbst nicht vollends durchdrungen.

TOBIAS PRÜWER

► Marcus Bensmann: Niemand kann sagen, er hätte es nicht gewusst. Die ungeheuerlichen Pläne der AfD. Berlin: Galiani 2024. 256 S., 22 €

»Die AfD ist die Partei Russlands und der Vertreibung, und jede Stimme für diese Partei trägt dazu bei, diese extremistischen Träume politische Wirklichkeit werden zu lassen.«

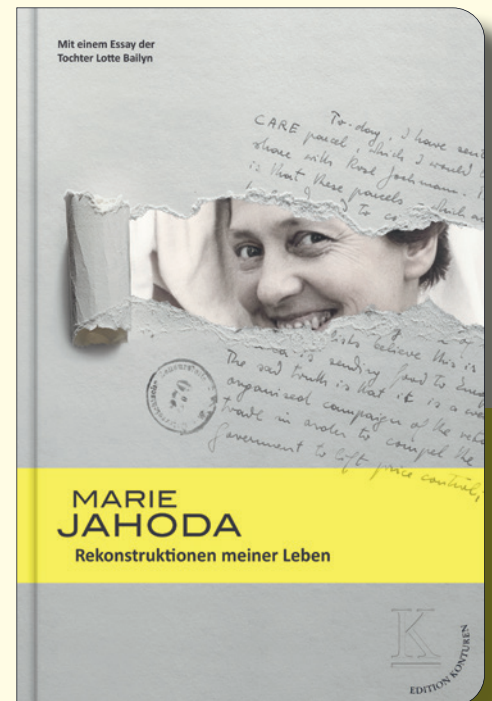
– aus »Niemand kann sagen, er hätte es nicht gewusst«

Marcus Bensmann /
CORRECTIV

**Niemand
kann sagen,
er hätte es nicht
gewusst**

Die ungeheuerlichen
Pläne der AfD

Galiani
Berlin



Eine unglaubliche Frau

In ihren autobiografischen Reflexionen erzählt Marie Jahoda über ihre Herkunft aus einem assimilierten jüdischen Elternhaus, über Leben und Überleben als Widerstandskämpferin gegen den Faschismus sowie über ihre Laufbahn als Sozialpsychologin in den USA und in England.

Der Text macht deutlich, wie sehr Marie Jahoda in ihrem Denken und Handeln die historischen Grenzen für einen weiblichen Lebenslauf überschritten hat.

Briefe aus den Jahren 1939 bis 1948 und ein Essay ihrer Tochter Lotte Bailyn vertiefen die Perspektive. Alle Dokumente sind historisch eingeordnet und kommentiert.

264 Seiten, 50 Fotos
Hardcover mit Fadenheftung
Format 16 cm x 24 cm
Preis € 34,00
ISBN 978-3-902968-95-1

Edition Konturen
Wien – Hamburg
www.konturen.cc

K
EDITION KONTUREN

Gegen die Vorurteile

Nicht nur persönliches Schicksal: Ein Band beleuchtet Obdachlosigkeit und ihre Ursachen

Artikel 25 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen beinhaltet das Recht auf Wohnen. In Europa sind dennoch weit über 700.000 Menschen von Obdachlosigkeit betroffen. Gleichzeitig verschwinden immer mehr Freiräume in den Städten, durchgestaltete Stadtmöbel wie Bänke sorgen dafür, dass darauf kein Platz zum Schlafen zu finden ist. Musik beschallt öffentliche Räume und Zäune werden um Gebäude errichtet, um obdachlosen Menschen Schutz vor dem Wetter zu nehmen. Damit verschwindet die Obdachlosigkeit jedoch nicht. Sie verdrängt die Betroffenen an andere Orte.

Wie kann sich etwas ändern? Der typografisch sehr ansprechende Band »Obdachlosigkeit. Warum sie mit uns allen zu tun hat« holt Wohnungslosigkeit vom Rand in die Mitte der Gesellschaft. Ausgangspunkt waren zwei Workshops 2021/22, in denen sich Forschende mit Menschen trafen, die einmal Obdachlosigkeit erlebten und nun im Internationalen Netzwerk für Soziale Touren tätig sind. Dabei handelt es sich um soziale Stadtrundgänge, die unterschiedliche Organisationen in verschiedenen

europäischen Ländern anbieten. Gegründet wurde das Netzwerk 2019 in Basel. Es zielt darauf ab, Vorurteile gegenüber Obdachlosigkeit abzubauen.

Das Buch beschäftigt sich in 18 Texten mit Wohnungslosigkeit – damit, wie ein Mensch obdachlos wird, wie gefährlich das Leben auf der Straße ist, was die Gesellschaft und was der Staat dagegen tun können, denn: »Obdachlosigkeit ist nicht einfach nur ein persönliches Schicksal. Es hat auch damit zu tun, wie wir uns als Gesellschaft organisieren und wie wir als Sozialstaat Rücksicht auf die Schwächsten nehmen.« Die gut verständlich geschriebenen Kapitel samt Illustrationen von Arne Bellstorf ergänzen ein Glossar sowie Statistiken beispielsweise über Herkunft und Lebensdauer in Österreich, Deutschland und der Schweiz. Ein wichtiges Buch, das den Blick weg von den einzelnen Personen auf die strukturellen Probleme lenkt. BRITT SCHLEHAHN

► Matthias Drilling, Nora Locher, Esther Mühlethaler, Jörg Dittmann (Text)/Arne Bellstorf (Ill.)/Nora Martin (Fotos)/Noah Drilling (Grafik): Obdachlosigkeit. Warum sie mit uns allen zu tun hat. Zürich: Scheidegger & Spiess 2024. 208 S., 15 €



Imagination Ost

Steffen Mau ergründet, »warum der Osten anders bleibt«

Der Osten hat den Westen erfunden – und zwar in Reaktion auf gesellschaftliche Dominanzverhältnisse.« Präzise zerlegt Steffen Mau die letzte Runde im Diskurskarussell Ost. »Und möglicherweise erfindet er sich sogar selbst – in Reaktion auf einen imaginierten und monolithisch gedachten Westen.« So sehr Ost-West-Debatten ermüden, sie müssen geführt werden. Nur eben klug und kenntnisreich, so wie der Soziologe Mau es in »Ungleich vereint« vormacht.

Anzunehmen, dass Menschen mit abweichender Herkunft, Erfahrung, Sozialisierung etc. sich bruchlos einfügen in den Normalfall Deutschland West, war mindestens naiv, so Mau. Oder auch arrogant und ignorant. Jedenfalls holten die Menschen in der Ex-DDR nicht einfach auf, was in der BRD im Zuge des Wirtschaftswunders passierte. Auch, weil ein ökonomisches Hexenwerk nach 1989 fehlte. Mau weist auf die bekannten, bitteren sogenannten Transformationserfahrungen hin. Schiebt aber nicht ihnen – und einem »West-Akteur« – alle Verantwortung zu.

An der unterschiedlichen Demografie und Sozialstruktur sind nicht allein die Neunziger Schuld. Und dass sich der Osten als Deutungsraum und Identitätsmarker etabliert hat, liegt nicht nur an Abwertungserfahrungen, sondern auch an blinden Flecken und Selbsterhöhungen. So hat eine Auseinandersetzung mit der DDR und der Rolle der Einzelnen darin spärlich

stattgefunden. »Aufarbeitung« gab es jenseits von Schwarz-Weiß-Stasi-Malereien nicht. Schnell setzten Verklärung und Verkitschung ein. Die wirken so sehr nach, dass – dank innerfamiliärer Weitergabe – nicht in der DDR Geborene sich heute stärker mit dieser identifizieren als Ältere. Klar, dass das Andockpotenzial für die AfD & Co. hat. Politisch-praktisch sieht Soziologe Mau mehr Partizipationsmöglichkeiten als Schritte, die Populismusanfälligkeit abzubauen. Die Gefahr, dass dabei mit dem »Osten« verbundene abwertende Ideologien noch mehr zum Tragen kommen, müsse man in Kauf nehmen.

TOBIAS PRÜWER

► Steffen Mau: Ungleich vereint. Warum der Osten anders bleibt. Berlin: Suhrkamp 2024. 168 S., 18 €



Revolution zum Zeiteumbruch

Gerd Schwerhoff zeichnet den »Bauernkrieg« als wilde Geschichte nach

Geschlagen ziehen wir nach Haus, / Unsere Enkel fechtens besser aus.« Es haben auch die Ur- und Urenkel nicht besser ausgefochten. Was 1525 scheiterte, wurde erst mit der Französischen Revolution wieder aufgenommen: das Streiten für individuelle Freiheitsrechte. 1525 ereignete sich, was man landläufig »Bauernkrieg« nennt. Der Begriff trifft es aber nur unscharf. Denn von den Ideen der Reformation religiös bewegt, brach in den deutschsprachigen Landschaften ein breiter, wenn auch nicht koordinierter Widerstand gegen die übergriffige Obrigkeit los. Er reichte von Tirol bis zum Harz, Träger waren Bauern und Bürger. Der Historiker Gerd Schwerhoff zeichnet diese Linien und Spuren in einer umfangreichen Studie nach – leider mit einigen Mängeln.

So spricht Schwerhoff den Ereignissen ab, jene »Revolution des gemeinen Mannes« (Peter

Blickle) zu sein, als die sich der falsche Name »Bauernkrieg« in der Forschung etabliert hatte. Die Ereignisse waren Schwerhoff nicht gewalttätig genug und er macht daher nur eine »wilde Handlung« aus, wie es in einer Quelle heißt.



Chronologisch gibt Schwerhoff vor allem das Geschehen im süddeutschen Bereich wieder. Die Episoden in Thüringen mit der Niederlage des aufständischen Heeres vor Frankenhausen kommen etwas zu kurz – wie man insgesamt größere Bögen und Schlüsse vermisst. So hätte man beispielhaft am Prediger Müntzer zeigen können, wie eine reform-theologische Begründung zur Rechtfertigung einer revolutionären Situation führen kann. Um Schwerhoffs löbliche Detailfülle besser einordnen zu können, empfiehlt sich eine Zweitlectüre – zum Beispiel Peter Blickles entsprechendes Büchlein aus der Beck-Wissen-Reihe. Denn dass das Jahr 1525 wieder größer ins Bewusstsein rückt, ist jenseits eines Jubiläumsreigns wichtig. Erinnert es doch daran, dass Geschichte gemacht wird und veränderbar ist. TOBIAS PRÜWER

► Gerd Schwerhoff: Der Bauernkrieg. Geschichte einer wilden Handlung. München: C.H. Beck 2024. 720 S., 34 €

► Transparenzhinweis: Mit »1525. Thomas Müntzer und die Revolution des gemeinen Mannes« erscheint von Tobias Prüwer im Herbst ebenfalls ein Buch zum Thema.

Vom Tod (und vom Leben)

Sehr persönlicher Zugang: »Was ist schon für immer« von Katja Lewina

Ein Buch über den Tod und den Umgang damit – besonders vergnügliche Lektüre erwartet man da eher nicht. Doch der Ton, den Katja Lewina in ihrem schmalen Band anschlägt, ist überwiegend leicht, auch wenn es das Thema selbst nicht ist. Zumal die Autorin einen starken eigenen Zugang dazu hat: Sie hat vor wenigen Jahren ihren damals siebenjährigen Sohn verloren, von einem Tag auf den anderen als Folge einer erblichen Herzkrankheit. An der auch Lewina leidet.

Ausgehend von diesen sehr realen Bezugspunkten sind die Gedanken in »Was ist schon

für immer« eher diesseitig als metaphysisch. Und vor allem persönlich. Lewina gibt Einblicke in ihre Familiensituation, ihre Beziehungen, Arbeits- und Lebensverhältnisse. Das ist stimmig, weil der Tod uns alle sowohl persönlich betrifft wie auch seine Existenz in sämtliche unserer Lebensbereiche hineinwirkt.

Die Autorin bahnt sich ihren Weg durch die offenen Fragen, Unsicherheiten, Ängste und Hoffnungen, die man mit dem Thema Sterblichkeit verbindet. Man kann ihr beim Nachdenken zusehen und dabei die eigenen Standpunkte ausloten. Denn beim Lesen wird auch klar: Das ist Lewinas Buch zum Tod, es ist interessant und anregend, aber ein anderer Mensch käme zu anderen Schlüssen, anderen

Haltungen – geprägt durch biografische, kulturelle oder religiöse Einflüsse. Wie Rilke in »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« schreibt: »Und wenn ich an die andern denke, die ich gesehen oder von denen ich gehört habe: es ist immer dasselbe. Sie alle haben einen eigenen Tod gehabt.« Und ob wir uns über unsere Vorstellungen von diesem getäuscht haben und ob wir deshalb zu Lebzeiten die richtigen oder falschen Entscheidungen getroffen haben, wissen wir erst dann, wenn es zu spät ist. ANDREA KATHRIN KRAUS

► Katja Lewina: Was ist schon für immer. Vom Leben mit der Endlichkeit. Köln: Dumont 2024. 144 S., 20 €

ANZEIGE

WAS HABEN POLITIK UND KLOPPE GEMEINSAM?

 **KATAPULT-VERLAG**

Besucht uns im Internet auf www.katapult-verlag.de

... oder auf der **Frankfurter Buchmesse!**

Messestand: Halle 3.1, D70

Sachbuch, 192 Seiten, gebunden,
klimaneutraler Druck auf
100 % Recyclingpapier,
ISBN: 978-3-948923-75-4
22,00 Euro



»Hass währt nicht ewig«

Hannah Arendts »neue« Texte »Über Palästina«

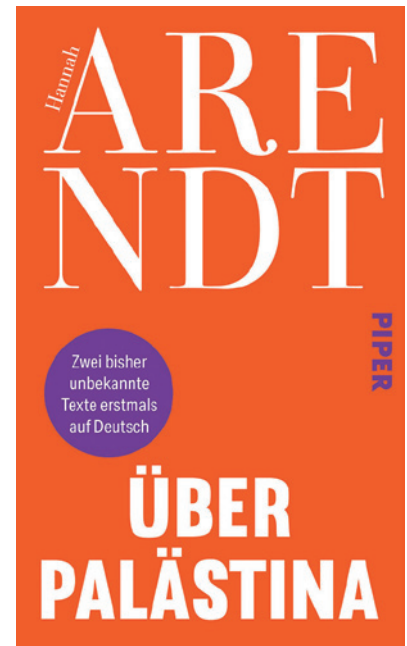
Der Herausgeber Thomas Meyer bezeichnet die Veröffentlichung dieser Texte vorsichtig als Sensation: In »Über Palästina« sind zwei bisher unveröffentlichte oder unentdeckte Texte der politischen Theoretikerin Hannah Arendt mit umfangreichem Kontextmaterial abgedruckt. Der Aufsatz »Amerikanische Außenpolitik und Palästina«, der 1944 erscheinen sollte, zeigt, wie hellichtig und nuanciert Arendt die damalige Weltlage betrachtet: Wenn Israel sich zum Helfen imperialistischer (Öl-) Politik mache und die USA sich in dieses Spiel einmischen, laufe die ganze Region auf eine unlösbare Krise zu. Arendts nie veröffentlichte Einschätzung hatte sich mehr als zehn Jahre später teilweise bewahrheitet: Die Suezkrise von 1956, in der Israel auf Seiten Großbritanniens den ägyptischen Präsidenten Nasser zu stürzen versuchte, schrieb den Nahostkonflikt endgültig in den Kalten Krieg ein. Die andere »Sensation« liegt in dem Strategiepapier des »Institute for Mediterranean Affairs« mit dem Titel »Das Palästinensische Flüchtlingsproblem«, an dem Arendt mitarbeitete. Das New Yorker Privats-

titut versuchte, mit dem 1958 veröffentlichten Bericht aus der angespannten Weltlage heraus eine pragmatische Lösung des Konflikts vorzuschlagen. Thomas Meyer belegt dokumentarisch, in welchem Verhältnis die Philosophin zu dem Text stand. Ihre theoretische Auseinandersetzung mit totaler Herrschaft in dieser Zeit wandelte sich zu praktischer Lobbypolitik. Was in den heute noch interessanten Lösungsstrategien für den Konflikt im Nahen Osten allgemein und die Flüchtlingsproblematik im Besonderen fehlt, ist die Analyse des politischen Antisemitismus, der die mantraartig wiederholte Formel des Berichts, »Hass währt nicht ewig«, zumindest historisch auf die Probe stellt. EYCK MARCUS WENDT

► Hannah Arendt, Thomas Meyer (Hg.): Über Palästina.

Aus dem amerikanischen Englisch von Mike Hiegemann.

München: Piper 2024. 272 S., 22 €



Wer hat an der Uhr gedreht?

Ein Sammelband lädt zum Nachdenken über die Zeit ein

Die Zeit schlägt Falten in die reinste Stirn, Entstellt die schöne Wahrheit der Natur und prägt auf alles der Vernichtung Spur.« Vergänglichkeit macht nicht nur Shakespeares Figuren ausdrücklich zu schaffen. Die Stirn in Falten legen ob der Frage nach der Zeit viele Denkerinnen und Denker. (Auch wenn vor allem Männer darüber Bericht gaben.) Davon zeugt der neueste Parodos-Band mit Klassikertexten.

Die kleine Reihe sammelt Denkanstöße zu großen Begriffen wie Glück und Raum oder auch Ehe. Neben erwartbaren Auszügen sind Perspektiven darunter, die das Thema wie um die Ecke gedacht angehen. Das ist auch im Band über die Zeit der Fall. Augustinus darf nicht fehlen, dessen berühmter Ausspruch das Problem definiert: Wir wissen immer schon, was Zeit ist, können es aber nicht ausdrücken, wenn wir danach gefragt werden. Irgendwie entzieht

es sich immer, dieses seltsam ausgedehnte Phänomen. Platon und Aristoteles, Leibniz und Kant sind ebensolche Gewährsleute beim Nachdenken über Ereignisabfolgen, Zeit als Ordnungsprinzip unserer Wahrnehmung und Fragen ihrer Messung, dem Aufgespanntsein zwischen Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart.

Überraschend und löblich wurde Edmund Husserl der Vorrang vor Martin Heidegger gegeben, um die phänomenologische Perspektive vorzustellen. Mit Hans Reichenbach kommt ein Physiker zu Wort. Auch darüber, was eigentlich Geschichte ist, wird nachgedacht.

Eine interessante Wendung nimmt das Ende der Zusammenstellung: Der Soziologe Norbert Elias – Erfinder der Zivilisationstheorie – fasst auf wenigen Seiten verständlich das Problem zusammen. Das hat den Charakter von einleitenden Worten, die Position ist der chronologischen Anordnung der Texte geschuldet. Es ist halt eine Crux mit der Zeit. Man muss den Sammelband – darauf weisen auch die Herausgeber hin – aber nicht in dieser Reihenfolge lesen, um einige Lektionen zu lernen. Und die Stirn in Falten zu legen. TOBIAS PRÜWER

► Christian Kupke und Thomas Müller (Hg.): Klassische Texte zur Zeit. Berlin: Parodos 2024. 262 S., 17,90 €

**»Zeit ist das Feuer,
in dem wir verbrennen.«**

– aus »Klassische Texte zur Zeit«

Eine neue Geschichte des Sports

»Dabei sein wäre alles« widmet sich oft vergessenen Aspekten der Sportgeschichte

Mit den Worten »Sport gehört zum Leben« beginnt das überaus interessante Buch von Martin Krauss, Sportjournalist, ehemaliger Leistungssportler und Trainer. Er fügt hinzu: »Und doch ist Sport etwas, über das wir uns recht selten tiefere Gedanken machen«. Das fast 450-seitige Buch hilft uns dabei. Krauss folgt keiner chronologischen Darstellung, denn, so der Autor, »das würde verdecken, dass der Sport bis heute so funktioniert, wie er Ende des 19. Jahrhunderts angefangen hat, nämlich als eine elitäre soziale Veranstaltung, zu der sich bis zum heutigen Tag soziale Gruppen Zutritt erkämpfen müssen«. Vielmehr zeigen die acht Teile mit ihren einzelnen Kapiteln einerseits die Fülle an Diskriminierungen: von Klasse und Politik, *Race* und Herkunft, Damen und Frauen über Behindert-Sein, behindert werden, Religion und Hass, Queer und Gender bis zu Kolonien und Nationen und dem Abschluss »Ein besserer Sport«. Andererseits halten sie die vielen Ereignisse fest, die im Laufe der Geschichte meist zugunsten des bürgerlichen Sports in Vergessenheit gerieten.

Allein das Beispiel des in hiesigen Breiten so beliebten Fußballs macht klar, dass die Entstehungsgeschichten kaum verinnerlicht sind; zumal Slogans wie »Keine Politik im Stadion« verbergen, dass Stadien hochpolitische Orte sind, wie Martin Krauss schildert. Er beschließt seine Ausführungen mit: »Ich wünsche mir sehr, dass dieses Buch dazu beiträgt, den Sport, den ich liebe, demokratischer, gerechter, offener, diverser und letztlich besser zu machen. Wir können nur gewinnen.« Dem ist zweifelsohne zuzustimmen. BRITT SCHLEHAHN

► Martin Krauss: Dabei sein wäre alles. Wie Athletinnen und Athleten bis heute gegen Ausgrenzung kämpfen. Eine neue Geschichte des Sports. München: C. Bertelsmann 2024. 448 S., 28 €



Der Anarchist

Anka Muhlstein legt eine sehr lesenswerte Biografie über den Maler Camille Pissarro vor

Ich bin zu ernst, um den Massen zu gefallen, und nicht genug der exotischen Tradition verbunden, um von den Dilettanten verstanden zu werden. Ich verblüffe allzu sehr, ich breche allzu sehr mit den eingewurzelten Gewohnheiten.« So beschreibt sich Camille Pissarro, der 1830 in Charlotte Amalie in eine jüdische Kaufmannsfamilie hineingeboren wurde – Charlotte Amalie ist die Hauptstadt der Insel Saint Thomas, eine der Amerikanischen Jungferninseln zwischen Atlantik und Karibik. Anka Muhlstein beschreibt das Leben des Malers, der als »Vater des Impressionismus« gilt, vor allem auf der Grundlage der vielen überlieferten Briefe an seine Söhne. Seit 1855 lebt Pissarro in Frankreich. Er stellt im Salon aus, nimmt mit Claude Monet, Paul Cézanne, Auguste Renoir, Edgar Degas am Salon der Zurückgewiesenen teil wie auch an den insgesamt acht Impressionisten-Ausstellungen zwischen 1874 und 1886. 1903 stirbt er.

Das Buch erzählt sehr anschaulich die Geschichte von Pissarro als Anarchisten, der die gesellschaftliche Ordnung verachtet, und wie die Dreyfuss-Affäre den Kreis der Impressionisten durch den Antisemitismus etwa von Degas verändert. Es gibt auch genügend Raum, um mehr über seine Arbeitstechniken zu erfahren. Und sein Verhältnis zur Arbeit: »Ich kann übrigens gar nicht anders als schuften, es ist mir zur zweiten Natur geworden.« Dabei mahnt er seine Söhne, wie er um 5 Uhr aufzustehen, bis mittags zu arbeiten und nach einer Pause von 14 bis 17 Uhr weiterzuarbeiten. Zu erfahren ist auch, wie praktisch das Malen von Stadtlandschaften aus einem Fenster heraus ist, anstatt direkt auf der Straße zu stehen und sich dort Ratschläge von Vorbeigehenden anhören zu müssen. BRITT SCHLEHAHN

► Anka Muhlstein: Camille Pissarro oder Von der Kühnheit zu malen. Berlin: Insel 2024. 301 S., 32 €

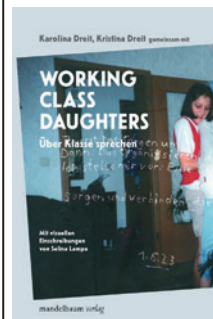


Das Standardwerk zum italienischen Widerstand gegen den Faschismus

Santo Peli
GESCHICHTE DER RESISTENZA
Antifaschistischer Widerstand in Italien
22 Euro, 240 Seiten

1945 verfasst:
Der dramatische Bericht einer wichtigen Aktivistin der »Resistenza lunga«

Joyce Lussu
WEITE WEGE IN DIE FREIHEIT
Erinnerungen an die Resistenza
20 Euro, 286 Seiten



Klasse, Geschlecht, Queerness, Arbeit, Migration, Widerstand und Sorge miteinander verweben!

Kristina Dreit, Karolina Dreit
WORKING CLASS DAUGHTERS
Über Klasse sprechen
20 Euro | 164 Seiten

Wohin steuert Venezuela zehn Jahre nach Chávez? Was bleibt vom Sozialismus des 21. Jahrhunderts?

Tobias Lambert
GESCHETERTE UTOPIE?
Venezuela ein Jahrzehnt nach Hugo Chávez
23 Euro, 238 Seiten



Von der Trauerarbeit nach dem Scheitern der Klimabewegung zu neuen Ufern ...

Tadzio Müller
ZWISCHEN FRIEDLICHER SABOTAGE UND KOLLAPS
Wie ich lernte, die Zukunft wieder zu lieben
18 Euro, 220 Seiten

Ein politischer und historischer Überblick über die palästinensische Linke seit den 1920er Jahren

Thomas Schmidinger
DIE LINKE IN PALÄSTINA
Eine Einführung
15 Euro, 164 Seiten





Kunstvolle Selbstoptimierung

Sarah Maria Ullrich untersucht die möglichen Veränderungen im Verhältnis von Social Media und Museen

Dressed to Match« – bereits das Cover zeigt eine plakative Praktik, wenn es um Social Media und Museen geht: Eine Frau, die ein Bild in einer Ausstellung betrachtet; Bildmotiv und Kleidung ähneln sich. Sarah Maria Ullrich möchte in »Social-Media und Museum. Wie digitale Bilder und ästhetische Praktiken die Kunsterfahrung verändern« zeigen, wie derartige Praktiken Einflüsse auf das Museum nehmen könnten. Das Buch basiert auf ihrer Promotion im Projekt »Curating Digital Images: Ethnographic Perspectives on the Affordances of Digital Images in Museum and Heritage Contexts« der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Ullrich weiß: »Selbstreferenzielle Fotografien und digital organisierte Bildarrangements werden häufig als banale, inhaltslose oder oberflächliche Formen der Kunstrezeption abgetan.« Dies möchte sie in acht Kapiteln ändern. Die beginnen mit Theorien und Konzepten zu Erfahrungen im Museum und dazu, wie digitale Bildtechnologien das ästhetische Erleben verändern, gehen weiter über grenzüberschreitende Körperlichkeiten, kuratiertes Selbst und Formen bildästhetischer Teilhabe hin zu Aushandlungen von Geschmack und Kenner-schaft.

Dafür nutzt sie die teilnehmende Beobachtung in Galerien und Museen einschließlich Interviews und Feldtagebuchauszügen, die zu lesen bei der Rezensentin mehr Fragezeichen als Erklärungen hinterließen. Wenn Ullrich von den kritischen Positionen der Museumsakteure berichtet, die davon ausgehen, »dass digitale Bildtechnologien Kunstobjekte zu Hintergründen für selbstdarstellerisches Verhalten degradieren«, dann fällt es schwer – allein schon angesichts des Covers –, dies nicht zu vermuten. Die Autorin möchte einerseits gegen die vermeintliche Oberflächlichkeit per Social Media ein Zeichen setzen und so andererseits den Diskurs aus den etablierten Kreisen des Kunstfeldes holen. Dafür bietet das Buch allerdings keine überzeugenden Argumente.

BRITT SCHLEHAHN

► Sarah Maria Ullrich: Social-Media und Museum. Wie digitale Bilder und ästhetische Praktiken die Kunsterfahrung verändern. Bielefeld: Transcript 2024. 248 S., 45 €

Rechte Stadtansichten

Johann Braun untersucht, wie sich die Rechte zu Architektur, Städtebau und Stadtgesellschaft positioniert

Nicht erst mit den Wahlerfolgen der AfD stehen Stadt und Stadtgesellschaft auf der Agenda rechter Parteien in Deutschland. Johann Braun, der als Humangeograph an der Uni Heidelberg arbeitet, analysierte im Rahmen seiner Promotion rechte Positionen zur Stadt.

Dafür skizziert er die Geschichte von rechter Bewegung, Rechtsextremismus und rechten Netzwerken einschließlich ihrer Zeitschriftenprojekte nach 1945 und stellt unter anderem fest, dass »das Ausmaß rechten Terrors nicht in das kollektive Gedächtnis der Bundesrepublik eingegangen« ist. Um die Vorstellungen einer Stadt von Rechts für die Gegenwart zu fassen, untersuchte er 200 Hefte von Zeitschriften aus dem rechten Milieu wie *Volk in Bewegung* oder *Umwelt & Aktiv* der letzten zwanzig Jahre.

Stadt stehe, so das Ergebnis, für Niedergang, Zerstörung, Verlust, Disharmonie, Unsicherheit und bilde einen Kontrast zum Landleben, das mit Beständigkeit und Tradition sowie einfachem und bodenständigem Dasein charak-

terisiert wird. Allerdings gehe die rechte Perspektive über die einfache Feindlichkeit gegenüber der Stadt hinaus, denn es herrsche auch ein Ideal der Alten Stadt – jenseits von modernen Werkstoffen wie Beton, Glas und Stahl, im Sinne von gelebter Handwerkskunst oder der Rekonstruktionsarchitektur von Stadtschlössern oder Kirchen vor der Folie von geschichtsrevisionistischen Ansichten. Dabei wird die Ambivalenz sichtbar, die Braun ebenso mit Bezug auf Stadtgesellschaft und -politik herausarbeitet. Ein wichtiges und interessantes Buch.

BRITT SCHLEHAHN

► Johann Braun: Stadt von Rechts. Über Brennpunkte und Ordnungsversuche. Berlin: Verbrecher 2024. 277 S., 26 €



Ursprünge

Der Provenienzforscher Kai Artinger über Raubkunst und Kunstraub

Auf dem Cover ist ausschnitthaft das Gesicht des Gemäldes »Adele Block-Bauer I« von Gustav Klimt zu sehen. Dessen Geschichte stellt Kunsthistoriker und Provenienzforscher Kai Artinger sehr lesenswert vor, ebenso die anderen 18 Werke und Sammlungen in seinem Buch »Raubkunst – Kunstraub«. Ihm ging es dabei nicht um ein Fachbuch und so erhebt er auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Vielmehr liegt hier ein sehr kompaktes Lesebuch vor, als Einstieg zum Thema Herkunftsforschung in Deutschland, Österreich und der Schweiz mit Objekten aus der Zeit des Kolonialismus, des Nationalsozialismus und der DDR.

»Wer blickt da noch durch?«, lautet Artingers Einstiegsfrage. Er erklärt die Geschehnisse auf dem Gebiet der Forschung zur Herkunft kultureller Objekte in staatlichen und städtischen Sammlungen in den letzten Jahrzehnten. Anhand der 19 ausgewählten Beispiele – die Benin-Bronzen, das Luf-Boot aus dem Humboldt-Forum, die Büste der Nofretete, Werke von Ernst Ludwig Kirchner und Klimt oder die 2013 gefundene Sammlung Gurlitt – macht er die vielen Schwierigkeiten von Auffinden über Rückgabe oder Verbleib bis zu den bis heute nicht abgeschlossenen Vorgängen anschaulich.

Mit der Sammlung Fuchs – vom Kunstsammler und Herausgeber der »Illustrierten Sittengeschichte« Eduard Fuchs (1870–1940) – wird beispielsweise sichtbar, wie schwierig und langwierig die Suche nach den Bestandteilen sein kann. Fuchs, der kurz vor 1933 seine Sammlung als Stiftung in ein öffentliches Museum verwandeln wollte, musste als KPD-Mitglied und proletarischer Kulturtheoretiker unmittelbar nach dem Reichstagsbrand mit seiner Frau fliehen. 1937 und 1938 standen ihre Grafiksammlung und die ostasiatischen Kunstwerke in Auktionen zum Verkauf. Recherchen seit 2018 ergaben, dass sich einige Werke in Museen befinden, etwa im Ethnologischen Museum Berlin oder im Victoria-and-Albert-Museum in London, aber dabei handelt es sich nur um einen Bruchteil der Sammlung. Ihre Zerschlagung geht einher mit der Auslöschung seiner »kulturellen Leistung« wie auch deren Rolle »im kollektiven Gedächtnis der Arbeiterbewegung«. »Raubkunst – Kunstraub« ist ein trotz der Schwere der beschriebenen Lebenswege kurzweilig geschriebenes Buch, dem viele Lesende zu wünschen sind. BRITT SCHLEHAHN

► Kai Artinger: Raubkunst – Kunstraub. 19 Werke und ihre Geschichten. Berlin: Bebra 2024. 224 S., 26 €



UNVERSCHÄMTE SCHÖNHEIT

FOTOGRAFIE
SAMMLUNG
MICHAEL HORBACH

14. SEPTEMBER – 10. NOVEMBER 2024

KUNSTSAMMLUNG JENA
www.kunstsammlung-jena.de

KUNSTSAMMLUNG, Städtische Museen Jena, JenaKultur.



KERSTIN GRIMM

DER 7. BRUNNEN
Zeichnungscollagen und Skulpturen

20. SEPTEMBER – 17. NOVEMBER 2024

Poesie in Bildern

Dinah Wernlis »Louise« erzählt von der Muse des Malers

Die Seeberger Bäuerin Louise Grütter. Der Schweizer Maler Cuno Amiet. Die Muse und der Maler. Viele namenlose Frauen wurden im Laufe der Jahrhunderte von vielen namhaften Männern auf Leinwände gebannt. Dinah Wernli richtet den Blick stellvertretend auf die Schweizer Bäuerin und Mutter Louise Grütter. Die wächst heran in einer behüteten und beschwerlichen Bergwelt mit ihren täglichen Routinen, Louise »kennt ihren Platz«. Bis Cuno Amiet auftaucht und Louise fragt, ob er sie malen dürfe. Louises Welt bricht auf, sie fühlt sich zum ersten Mal gesehen und sieht sich auch selbst.

Dinah Wernli hat ein berührendes und zartes Porträt zu Papier gebracht, das mit wenig Text und kaum Dialogen auskommt. Die braucht es auch nicht, da die Geschichte vor allem über die teils an Traumsequenzen erinnernden Bilder erzählt wird. Ein kongruenter Stil ist erkennbar und trotzdem steht nahezu jedes Bild für sich, lässt sich lange und ausführlich betrachten und löst Assoziationen und Gefühle aus. Vor allem die Auslassungen geben den Bil-

dern Struktur und formgebende Linien. Häufig wirkt es, als seien drei bis fünf Farben über eine leere Seite gekippt worden, die dann an einigen Stellen mit einem feinen Instrument von der Farbe befreit wurde – bis sich mal ein Huhn, eine Schürze oder ein laufendes Mädchen aus der Farbmischung schälen. Das kann durchaus als Analogie zum Inhalt gesehen werden: die Befreiung, die Emanzipation des Subjekts aus angeblich festgeschriebenen Bahnen.

Die Zeichnungen sind an die Bilder Amiets angelehnt, versprühen jedoch eine vitalere Expressivität, auch eine bewusste Ungenauigkeit, wenn etwa Farbe die Leinwand herunterzulaufen scheint. Schade nur, dass der Text so klein und in den Ecken platziert ist, hier hätte etwas mehr Sorgfalt dem Gesamteindruck gutgetan. Diesen winzigen Makel machen die Bilder dieser Graphic Novel mehr als wett, die zum Anschauen einladen und dazu, auf ihnen zu verweilen. MARTIN BURKERT

► Dinah Wernli: Louise. Zürich: Edition Moderne 2024. 168 S., 34 €



Wie viel »Wir« steckt im »Ich«?

In Cecilia Vårheds Debüt versuchen junge Leute mit dem Erwachsenensein klarzukommen



Eine Gruppe 20-Jähriger treibt überfordert durch das moderne Großstadtleben Stockholms auf der Suche nach Sinn und Bedeutung im Sozialen, im Beruf und in der Liebe – na, das kann ja heiter werden. Und tatsächlich: Acht mal mehr, mal weniger fest miteinander verbundene Figuren kreisen um sich selbst und das Liebesleben ihrer vermeintlichen Freundinnen und Freunde, lassen dabei kaum ein aktuelles Schlagwort feministischer und progressiver Diskurse aus und werfen mit Anglizismen um sich. Die Geschichte wird in mehreren Episoden erzählt, die ebenso unverbindlich miteinander verknüpft sind wie die Figuren mit ihren Verabredungen.

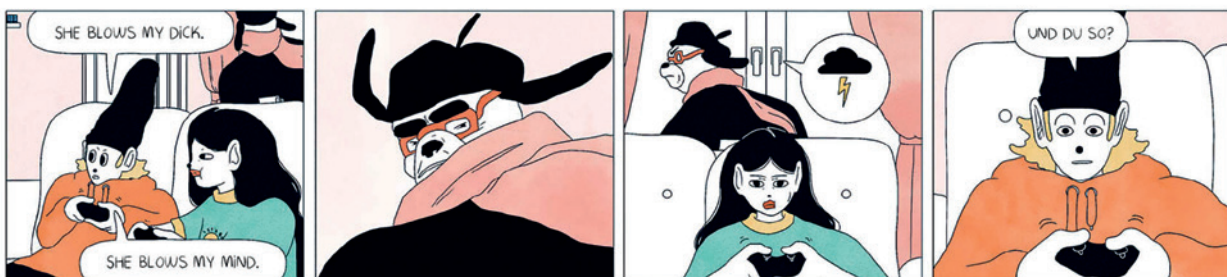
Psychische Erkrankungen werden angedeutet und auch ernst genommen, doch der (Nicht-)Umgang der Figuren mit diesen ist auf Dauer schwer auszuhalten. Zudem kommt eher selten mal Sympathie oder auch nur Empathie für einen Charakter auf, so dass es

schwerfällt, sich für das Schicksal der einzelnen Figuren länger zu interessieren oder mit ihnen mitzufühlen. Dazu tauchen recht unmotiviert eine Sekte, ein Vampir und eine außerirdische Liebeskriegerin auf, die nicht unbedingt für mehr Klarheit sorgen.

Dem entsprechen die Zeichnungen: Sie reichen ins Psychedelische, die Alltagsszenen sind teilweise passend trist oder auch mal nur in Schwarz-Weiß gehalten. Die Farbgebung wirkt, als sei sie mit Filzstiften vorgenommen worden. Nach seitenlangen einsamen Abenden, merkwürdigen Partys sowie vielen Getränken und Drogen trifft die Protagonistin zum Schluss eine zwar unpopuläre, aber im Sinne der Geschichte doch vernünftige Entscheidung, die zumindest ein wenig versöhnt.

MARTIN BURKERT

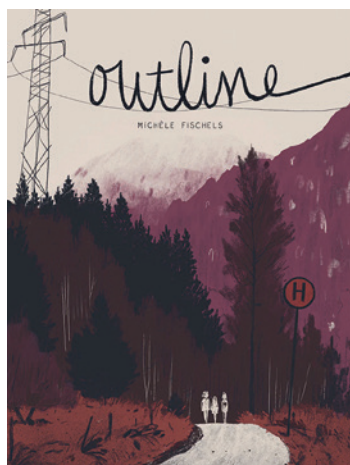
► Cecilia Vårhed: Hohle Parole. Aus dem Schwedischen von Katharina Erben. Zürich: Edition Moderne 2024. 232 S., 26 €



Unerprobte Möglichkeiten

»Outline« ist eine Geschichte an der Schwelle zum Erwachsensein

Freundschaften, Liebe, sexuelle Orientierung, die Druckphase des Abiturs und das große Fragezeichen der Zukunft: Im Zentrum der alltäglichen Ereignisse ihres letzten Schuljahres stehen Clara und Ben, die sich ineinander verlieben. Parallel dazu löst sich die bis dahin enge Beziehung zwischen Ben und seinem Freund Andreas immer weiter auf. Für Andreas, charakterisiert als nicht gerade stromlinienförmig und etwas zurückgezogen, wird in dieser Phase immer klarer, dass er Jungs liebt. Mit »Outline« bewegt sich Fischels in einer instabilen Welt der Unverhältnismäßigkeiten. Nichts ist ausbalanciert, Unsicherheit liegt über der Bedeutsamkeit von Ereignissen und deren individueller Verarbeitung.



Zwischen dem Wunsch, miteinander verbunden zu sein, und dem Bedürfnis nach Abgrenzung lauern Ängste, gibt es Sprachlosigkeit und viele unerprobte Möglichkeiten. Die Le-

senden verbleiben zumeist in der Beobachterrolle und sehen sich wie die Jugendlichen mit vielen Fragen konfrontiert.

Michèle Fischels schloss mit ihrem bemerkenswerten Buchdebüt gleichzeitig den Masterstudiengang Design an der Fachhochschule Münster ab. Sie arbeitet als Illustratorin und Comiczeichnerin. In »Outline« verbindet sie malerische Flächigkeit und lebendig-feinsinniges Zeichnen. Ihre leisen Interieurs, Naturbilder und Stadtansichten liefern stimmungsvolle Hintergründe, vor denen die Figuren lebendig und charaktervoll agieren. Der Rhythmus stimmt, durch die farbliche Gliederung der Ereignisse ergibt sich eine angenehme Klarheit zeitlicher Abfolgen. Die Vision dieser Graphic Novel für junge Erwachsene: der Mut zu kommunizieren, verbunden mit der Idee, die eigene Zukunft selbst gestalten zu können. ANJA KLEINMICHEL

► Michèle Fischels: Outline. Berlin: Reprodukt 2024. 208 S., 24 €

Interview mit dem Werwolf

»Meute« schildert den Versuch, die Ausgegrenzten sichtbar zu machen

Ende des 19. Jahrhunderts: Die junge Wissenschaftlerin Margot beginnt ihr Praxissemester am Institut für Zeitgenössische Wissenschaft in einer französischen Kleinstadt. Sie freut sich, voller Tatendrang am ersten lebendig gefangenen Werwolf forschen zu dürfen – und wird von den männlichen Professoren damit beauftragt, für das Kollegium Tee zu kochen. Behutsam erzählt, gibt die Geschichte parallel Einblick in Margots Arbeit am Institut und in das Leben des Werwolf-Rudels draußen im Wald. Margot freundet sich mit dem gefangenen Werwolf an, spricht sogar im Geheimen mit ihm. In der Stadt werden derweil die Vorurteile gegenüber den gefährlichen Werwölfen stärker, über deren Wesensart allerdings wenig

Faktisches bekannt ist. Die Situation ändert sich schlagartig, als Margot den Werwolf unter der Bedingung freilässt, dass sie ins Versteck der Wölfe mitkommen darf, um diese auf eigene Faust zu erforschen.

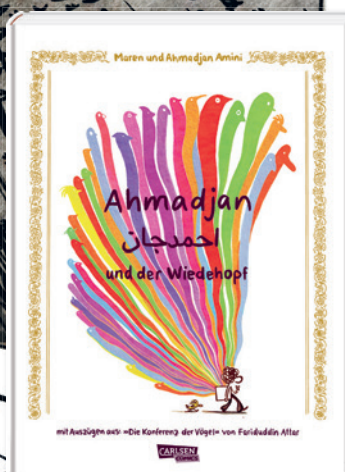
Der Comic setzt gekonnt auf eine Mischung aus dynamischem Kohlestrich und mit dünner, präziser Linie gezeichneten Elementen. Die Körper der Werwölfe, die in freien, atmosphärischen Zeichnungen abgebildet sind, stehen im Kontrast zu denen der Nicht-Werwolf-Figuren. Besonders empathisch erzählt sind die Interviews zwischen Margot und den Wölfen des Rudels, die ihre Lebensgeschichte schildern – wie sie zum Werwolf wurden und was das Werwolf-Dasein für sie bedeutet. Der Comic thematisiert verschiedene Erfahrungen des Ausgegrenzt-Werdens, in der (männlerdominierten, nicht-wölfischen) Gesellschaft und auch in einer sozialen Ingroup: Wer wird gesehen und von wem, wer wird gejagt und wer kann sich – vielleicht unter Schmerzen – in Stadt und Wald anpassen? Mensch und Tier,



Frau und Mann, wilde Natur und zivilisierte Stadtgesellschaft sind die Dichotomien, mit denen die Geschichte spielt. In stimmungsvollen Zeichnungen und einfühlsamen Dialogen gibt »Meute« keine einfachen Antworten. Es lässt die Werwölfe und Menschen von sich erzählen. HELEN STEFANIE

► Noëlle Kröger: Meute. Hamburg: Reprodukt 2024. 232 S., 26 €

Eine poetische Geschichte über Flucht, Neubeginn und die Kraft der Kunst



Maren Amini
AHMADJAN
UND DER WIEDEHOPF

Hardcover
240 Seiten, farbig
26,00 €

CARLSEN
COMICS



www.carlsencomics.de

Douglas McMurdock gegen den Rest der Welt

Duhamels »Erstkontakt« erzählt originell und kurzweilig von Medien und Gesellschaft



Bereits das Titeldesign und das neckisch formulierte Vorwort lassen keinen Zweifel daran: In dieser Graphic Novel von Duhamel spielen das Internet und besonders die sozialen Medien eine Hauptrolle. Selbst der einsamste Grantler – in diesem Fall Douglas McMurdock aus Schottland – kann sich der Welt mitteilen, etwa durch Fotos von einer mysteriösen Kreatur, die aus dem See hinter seinem Haus auftaucht, so eine erst digitale Reaktion erzeugen und zusehends mehr Öffentlichkeit erlangen. Diese Entwicklung kann er im weiteren Verlauf nicht mehr kontrollieren, sie wird sein Leben durcheinanderwirbeln.

Clever wird das Hauptfigurenensemble bereits auf der ersten Seite eingeführt, ein Gefühl für die Geschichte und die Atmosphäre stellt sich beim Lesen recht unmittelbar ein. Im Strudel der Ereignisse kommen weitere Figuren dazu, die Geschehnisse werden komplexer, wie im echten Leben werden mehr und mehr

Themen aufgemacht und doch wird es nicht unübersichtlich. Dass die Sympathien im Verlauf der Geschichte zwischen den Figuren mitunter munter wechseln können und sich die Leserinnen und Leser immer wieder auch selbst verorten müssen, kann durchaus als Stärke des Storytellings angesehen werden.

Der Zeichenstil ist unaufgeregt, atmosphärisch und der Geschichte dienlich, statt selbst im Vordergrund zu stehen; viele kleine Details fallen erst beim zweiten oder dritten Durchlesen auf. Auch sind alle Figuren durch ihr jeweiliges Charakterdesign sofort erkennbar, was den Lesespaß spürbar aufrecht hält. »Erstkontakt« von Duhamel ist eine originelle, kurzweilige und mit vielen cleveren Einfällen gespickte Parabel auf Medien und Gesellschaft, die mit erlaubter Überspitzung arbeitet. In einer besseren Welt wäre diese Graphic Novel eine Dystopie. MARTIN BURKERT

► Bruno Duhamel: Erstkontakt. Berlin: Avant 2024. 72 S., 22 €

Fassungslos

Ika Sperling hat ihre Begegnungen mit dem Schwurbelvater hübsch hingetuschelt

Leichtfüßig kommt dieser Gang in die pfälzische Provinz daher. Dabei hat Ika ein schweres Päckchen zu tragen. Von der Großstadt aus macht sie Stippvisite in der alten Heimat. Dieser Familienbesuch fällt komplizierter aus, als über Kinderwünsche und Karriere zu streiten. Denn Ikas Vater ist abgedreht.

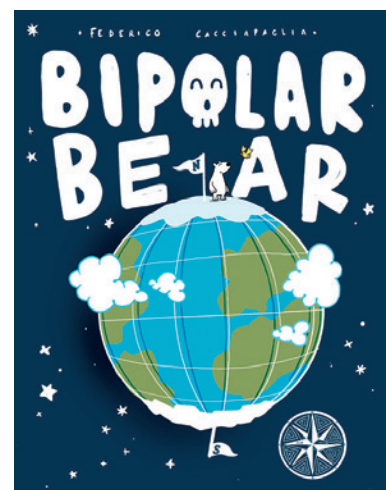
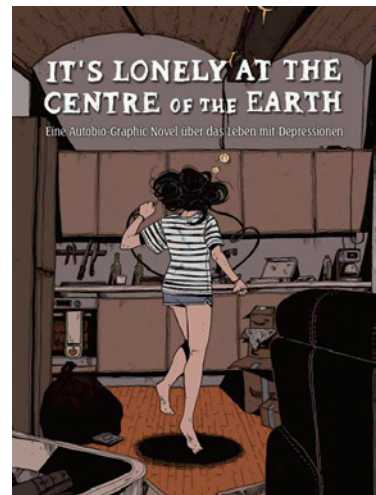
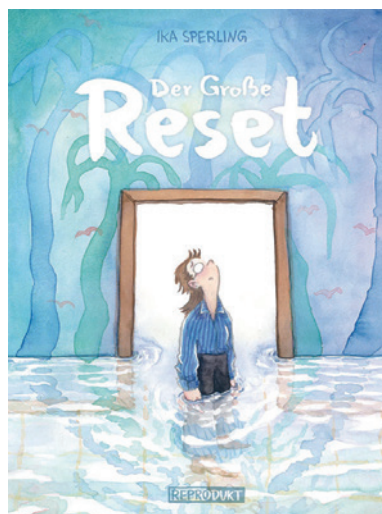
»Der große Reset« heißt das Debüt, mit dem Ika Sperling gleich den Max-und-Moritz-Preis 2024 abstaubte. Darin verarbeitet sie ihre eigene Geschichte, darum trägt die Protagonistin ihren Namen. Und deshalb ist Sperling wohl auch so genau in ihren Beobachtungen und lockerem Strich. Man kann es fast zärtlich nennen, wie sie ihre Zeichnungen händisch hingetuschelt und aquarelliert hat. Liebevoll zeigt sie die dörfliche Lebenswelt in sattem Farben. Aus allem strahlt eine Fröhlichkeit, treten bodenständige Typen mit Macken auf. Auch ihre Ika schont Sperling nicht.

Dann ist da noch der verschwörungsgläubige Vater. Der ist unförmig gestaltet, sieht aus wie ein Golem, ist transparent bis opak in der Färbung, scheint aus einer Flüssigkeit zu bestehen. Das macht schon optisch klar: Der Vater ist nicht leicht fassbar, er entzieht sich, lebt in einer eigenen Blase. Wenn er nicht gerade wenig Verständliches von sich gibt, sitzt er vorm Rechner und verfolgt einschlägige Videokanäle. Außerdem träumt er vom Neustart, dem Reset, in der Ferne.

Sperling verurteilt nicht, sondern stellt das gestörte Familienverhältnis beschreibend dar. So fließt einfach alles auseinander, verliert Konturen, wenn der Vater wieder schwurbelt.

Er verteilt Tropfen, alles verschwimmt – nicht nur die Realität für ihn, sondern die Person, die man liebt, für ihre Familie. Dann sind die Bilder trotz des Linienschwungs von tiefer Traurigkeit getragen. Das offen scheinende Ende lässt schließlich auch ungeklärt, ob es je ein Wiedersehen geben wird. Oder ob zwischen den Familienmitgliedern Fakten geschaffen wurden und jemand für sich den Reset wagte. TOBIAS PRÜWER

► Ika Sperling: Der große Reset. Berlin: Reprodukt 2024. 176 S., 24 €



Im Würgegriff der Fans

Olivia Vieweg lässt einen Schauspieler von London nach Südthüringen verschleppen

Das Wort »Fan« stammt von Fanatismus ab. Damit ist alles gesagt über dieses merkwürdige Wesen, das sich mit Haut und Haaren einer Sache oder einem Star verschreibt. Allan Dale ist so ein Star mit komischen Fans. Weil er nicht mehr mit niedlichen Tieren die Filmszene teilen, sondern lieber ins ernste Rollenfach wechseln möchte, entführen ihn drei weibliche Anhänger kurzerhand nach Sonneberg.

Dort muss Dale für die drei seine Paraderollen weiterspielen und erfährt nebenbei vom Niedergang der Spielzeugindustrie in Südthüringen. Warum er aus London ausgerechnet dorthin verschleppt wird, erklärt sich durch die Autorin. Die in Weimar lebende Olivia Vieweg lässt ihre Geschichten gern an Orten spielen, wo sie sich auskennt. So schickte sie Huckleberry Finn schon mal die Saale gen Halle entlang, in »Antoinette kehrt zurück« holt sie den »Besuch der alten Dame« in Comicform in die ostdeutsche Provinz. Und nun geht es mit »Fangirl Fantasy« in den südlichsten Zipfel hinter den Wald.

Die oberflächliche Komödie offenbart einige Tiefen und Dramatisches. Denn natürlich steckt hinter der Angst der jungen Frauen vor Veränderung mehr. Und dass Dale sich nicht so richtig einrichten kann in der Filmwelt, kommt auch nicht von ungefähr. Aber diese leisen Stellen werden durch die grellen Szenerien überschattet. Und die zeigen deutlich Viewegs Eigenart.

Sie kommt vom Manga, sieht sich heute als Comiczeichnerin. Entsprechend sind die Figuren in Manga-Physiognomie dargestellt, haben große Augen und agieren mit großer Geste. Damit lässt sich das Überdrehte eines Fans einfach gut einfangen. Die teils detailreichen Hintergründe sind im Stil europäischer Comics gehalten. Das ergibt einen guten Mix, der das Artificielle hervorhebt, das dem Fantum und Cosplay anhaften kann. Vieweg feiert aber auch das weibliche Fansein, malt es buchstäblich in allen Farben aus. Sie bedient sich der ganzen Palette und setzt auf volle Leuchtkraft, feiert die visuelle Opulenz. TOBIAS PRÜWER

► Olivia Vieweg: Fangirl Fantasy. Hamburg: Carlsen 2024.

268 S., 26 €



Finsteres Kopfkino

Zoe Thorogoods autobiografischer Comic kreist um ihre Depression

Klopf, klopf! Ist da wer? Liest jemand überhaupt diesen Text? Mit Ansprachen ans Publikum, die dieser ähneln, hangelt sich Zoe Thorogood über die Zeilen. Hangeln ist nicht despektierlich gemeint. Denn man spürt förmlich, wie schwierig der britischen Zeichnerin der Gang durch die Panels fällt. Ihr »It's lonely at the Centre of the Earth« hat sie selbst zum Thema, sie selbst und ihr Leben mit Depressionen.

Seit ihrem 14. Lebensjahr weiß Thorogood, dass sie an Depressionen leidet, von diesen getrieben wird. Und das versucht sie, irgendwie darzustellen. Die Zeichnerin von »Rain«

(Autor: Joe Hill), die mit »The Impending Blindness of Billie Scott« ihren ersten eigenständigen Comic vorlegte, hat sechs Monate ihres Lebens aufgezeichnet. Es sind Monate des Zweifels, Zweifelns, Zerfalls. Den Kern der Handlung bildet eine Reise zu einer Convention in den USA. Aber eigentlich steht die Autorin selbst im Zentrum, nur dass sie immer wieder daraus herausfällt. Sie kann nicht zu sich finden, bei sich sein. Immer ist da Leere.

Das ist nicht nur ein mutiger Comic, weil die Autorin ihr Innerstes entblößt. Auch ästhetisch wagt Zoe Thorogood einiges. Da sind die erwähnten Publikumsansprachen, mit denen sie versucht, die vierte Wand zu überwinden – und sich damit natürlich auch ihres Selbst vergewissert. Über Strecken verweigert sie, Gesicht zu zeigen. Man sieht sie nur von hinten

oder Sprechblasen verdecken das Antlitz. Dann erscheinen realistische Zeichnungen und konkrete Porträts oder es ruht ein Emoticon auf einem naturalistischen Körper. Mal sind Kinderzeichnungen und Fotos eingefügt, mal geht es bunt, mal monochrom zu. Computerspiele, Chatverläufe und andere Alltagsästhetiken kommen zum Einsatz. Das hat eine eigene Dynamik und Tragik, denn immer wieder verliert sich der Faden, wird abgebrochen, anderes angefangen, zwischen erster und dritter Person gewechselt. Das reißt mit. Man kann nur ahnen, was sich in Thorogoods Kopfkino abspielt. TOBIAS PRÜWER

► Zoe Thorogood: It's lonely at the Centre of the Earth. Aus dem Englischen von Stephanie Pannen. Ludwigsburg: Cross Cult 2024. 192 S., 25 €

Dem Tod von der Schippe

Von wegen Artensterben: »Bipolar Bear« fühlt sich überall wohl

Vom Eise befreit ist plötzlich die Arktische See. Erst schwimmen noch ein paar Eisbären umher, dann keiner mehr. Selbst kleinste Schollen sind weggeschmolzen. Fred, der letzte seiner Art, fühlt sich sehr einsam. Und vom Aussterben bedroht, denn plötzlich steht der Tod höchstpersönlich vor ihm, um seinem Geschäft nachzugehen. Die Polarbären sollen von der Roten Liste gestrichen werden.

Freds rettende Idee besteht im Flunkern: Er sei ein Bipolarbär, fühle sich auch bei seinen Pingu-Kumpels in der Antarktis superwohl. Das demonstriert er, indem er im Schnabel-Frack-Kostüm auftritt. Der Tod gibt sich nicht überzeugt, nimmt aber Fred auf seiner Reise

nach Süden mit. Auf dieser schlüpft der Bär in alle möglichen Tiergestalten. Das sind die grafisch lustigsten Szenen im Comic von Federico Cacciapaglia, der sich deutlich am Stil der Cartoon-Funnys orientiert. Ziemlich niedlich sieht es aus, wenn Fred sich Geweihe oder ein Nashorn aufsetzt, eine Biene mimt und mit Haien schwimmt.

Optisch bunt und lustig nimmt die überdrehte, auf Englisch erzählte Geschichte die Lesenden in Beschlag. Da tritt eine unsterbliche Kakerlake auf und ein Alien-Vögelchen zwitschert seine Ansichten. Der Tod betrauert das Dahinscheiden seiner menschlichen Mutter, die ihm eine Pflanze der Hoffnung zur

Aufzucht vermachte. Hinter der wilden Story steckt eine bittere Botschaft: Artensterben zieht sich als Ariadnefaden durchs Buch. Denn die Todes-Tour über die Kontinente hat kein anderes Ziel, als Spezies um Spezies auszulöschen. Das macht dem Tod keinen Spaß, aber er hat keine Wahl angesichts des menschengemachten Erdschicksals.

Immer wieder ploppen ganzseitige Zeichnungen mit Tierarten auf, die vom Aussterben bedroht sind. Alle schauen niedlich aus dem Buch heraus. Das Kindchenschema wird hier wirkungsvoll eingesetzt, um zu vermitteln: Bipolarbär & Co. gehen uns alle an.

TOBIAS PRÜWER

► Federico Cacciapaglia: Bipolar Bear. Berlin: Jaja 2024.

116 S., 23 €

Bloß nichts abgeben!

»Meins!«: Teilen oder Nicht-Teilen, das ist hier die Frage

Sally wartet auf Nico, der zum Spielen vorbeikommen will. Sally und Nico sind befreundet, aber ihr Plüsch-Eichhörnchen will Sally Nico nicht zum Spielen geben. Ihre Mutter schlägt vor, das Kuscheltier so lange in den Schrank zu legen. Das findet Sally gut. Aber was ist mit der Eisenbahn? Und den anderen Spielzeugen, die Sally so liebt? Und – wenn Sally gerade dabei ist – was ist mit ihrer Mutter? Mit der soll Nico auch nicht spielen! Langsam leert sich das Haus und der Schrank wird immer voller. Da klingelt es – Nico ist da!

In »Meins!« spielen die Autorinnen und Illustratorinnen Klara Persson und Charlotte Ramel lustvoll durch, was passiert, wenn Kinder nicht teilen wollen. Die Mutter stellt sich ihrer Tochter nicht als pädagogische Instanz in den Weg, sondern verschwindet mitsamt dem Hausrat im

offenbar unendlich großen Innenraum des Schanks. Als Sally alles weggeräumt hat, was sie nicht mit Nico teilen möchte, und ihr Freund schließlich vor ihr steht, stellt sich ihr jedoch ein neues Problem: Eva könnte vorbeikommen – und mit der möchte sie Nico nicht teilen!

Die bunten, an Kinderzeichnungen erinnernden Illustrationen machen Spaß beim Verfolgen von Sallys geschäftiger »Rettungsaktion«. Durch die bildliche Übertreibung – Sally versteckt auch den Kühlschrank und die Badewanne vor Nico – wird der kindliche Wille, bloß nichts abzugeben, aufgenommen und wohlwollend begleitet bis zum Punkt des komischen Scheiterns. An dem Sally begreift, dass es doch viel lustiger ist, mit ihren Freunden zu teilen. Aber ein bisschen »Meins!« darf am Ende auch sein.

ANDREA KATHRIN KRAUS

► Klara Persson, Charlotte Ramel: Meins! Aus dem Schwedischen von Friederike Buchinger. München: Hanser 2024. 32 S., 15 €, ab 3 J.



Danke, Buch!

Das französische Duo Icinori macht Tagträume

Wie ein Traum, durch den sich ewig wandeln lässt – so kann man das neue Wortbilderbuch »Danke« von Mayumi Otero und Raphael Urwiller vielleicht am besten beschreiben. Wer hier ein Dankbarkeitstagebuch vermutet, irrt gewaltig. Auf jeder Seite ziehen die traumartigen, monochromen Flächen mal mehr und mal weniger offensichtlich in eine rätselhafte Geheimniswelt. »Danke Hut« zum Beispiel klingt erst mal nicht sehr geheimnisvoll, auch die Zeichnung des Hutes wirft keine Fragen auf. Die Wirkung entsteht vielmehr aus der Fülle dessen, was da auf über 170 Seiten versammelt ist – und in welcher Reihenfolge. Assoziativ gleitet man von einer Abbildung zur nächsten, durchaus lustig ist das, wenn auf

»Danke Sparschwein« ein »Danke Hammer« folgt. Und geradezu wahrhaftig wird es, wenn auf einer Doppelseite links steht »Danke Plan« und rechts »Danke Verheißung« – unterlegt mit der Zeichnung einer Karte, auf der eine gestrichelte Linie zu einem vielversprechenden Kreuz führt. Auf »Danke Unwetter« folgen »Danke Fallschirm« und »Danke Baum«. Und dann: »Danke Urwald« – das soll mal jemand erzählen, was hier passiert. Unsinnig und sinnlich ist diese Reise. Sie lässt im Weißraum der Seiten Raum für die eigene Deutung dessen, was so vielfach beschworen wird: Dankbarkeit. Und die Verbundenheit zu den Dingen und Nicht-Dingen, die uns umgeben. Meine Favoriten: Danke Berg. Danke Fels. Danke Stein. Danke Kiesel. Da bleibt nur eines noch zu sagen: Danke Icinori. LINN PENELOPE RIEGER

► Icinori: Danke. Aus dem Französischen von Anja Biemann. Kassel: Rotopol 2024. 172 S., 26 €, ab 3 J.



Steig ein, steig aus, komm mit!

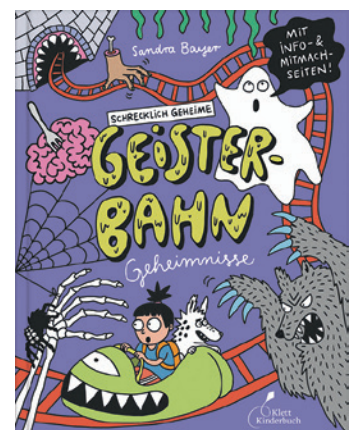
Gurkbart und Lola erfahren »schrecklich geheime Geisterbahn-Geheimnisse«

Mit schlichten, ansprechenden, nachleuchtenden Illustrationen nimmt Sandra Bayer die jahrhundertealte Faszination für Geisterbahnen auf und führt uns hinter die Kulissen. Hund Gurkbart und Lola steigen in einen Waggon. Ihre Fahrt endet abrupt im Dunkeln. Todesmutig steigen sie aus und geraten in Feierabend-Ereignisse. Aus Monstern werden Schaustellerinnen und Schausteller. Geisterbahnchefin Olivia zeigt und erklärt die verschiedenen Gruseleinheiten – aus Grusel wird Wissen. Im Comicformat folgen wir der Führung Olivias, die von ansprechenden, kompakten und spannenden Wissensseiten, schaurigen Rezepten und monsternmäßigen Bastelanleitungen unterbrochen wird. Wir erfahren etwas zur Entstehung von Geisterbahnen und zu ihrer Faszination, immerhin zieht sie schon seit dem 17. Jahrhundert Menschen an. Außer-

dem geht es um Voodoo-Zauber, Fledermäuse und fleischfressende Pflanzen. Mit einfachen, leichten Erklärungen und wenig Material kommen die Bastelanleitungen aus. Vampirzähne, eine Ahnengalerie, Einmachgläser des Grauens und abgehackte Zombiehände herstellen? Ein Klacks! Mit wenigen Handgriffen und ein bisschen elterlicher Unterstützung lässt sich ein vollwertiges Gruseldinner mit abgebratenen, gebackenen Fingern, Augenbowl und Marzipanmaden, Wurmsalat und Hirn zaubern. Wichtige literarische Referenzen wie »Dracula« und »Frankenstein« bekommen einen würdigen Platz. Schade, dass die Fahrt nur 48 Seiten lang ist. Aber vorn einsteigen lässt sich immer wieder, auch im Dunkeln!

SUSE SCHRÖDER

► Sandra Bayer: Schrecklich geheime Geisterbahn-Geheimnisse. Leipzig: Klett Kinderbuch 2024. 48 S., 16 €, ab 5 J.



Wilde Taxifahrt

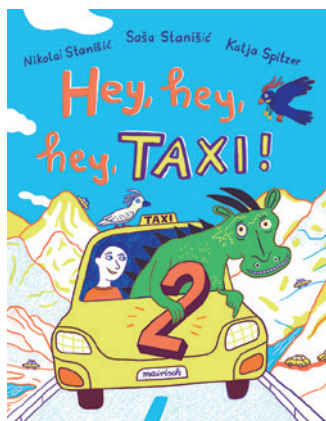
»Hey, hey, hey Taxi! 2« fährt zu Rieseneichhörnchen und lispelnden Drachen

Hey, hey, hey, ich steige in ein Taxi, und die Fahrt in das Paralleluniversum von Bestseller-Autor Saša Stanišić und seinem Sohn Nikolai geht in die zweite Runde. Endlich! Wir hatten gerade die Geschichten aus dem ersten Band verdaut, da kommt schon das nächste Buch angebraust. Darin befinden sich diesmal 17 Geschichten mit alten Bekannten wie dem diebischen Zwerg Fieberthermometer und seinem Widersacher, dem lispelnden Drachen, sowie neuen Figuren, etwa der ängstlichen Künstlermücke Müggi. Allen zentral ist das Ich, das in ein Taxi steigt und auf Unerwartetes trifft, Abenteuer erlebt, Freunde findet und letztendlich doch immer wieder zurückkehrt zum Du.

Wie wichtig Beziehungen sind, dass man sich gegenseitig hilft und einander zu verstehen versucht, das ist eine der wichtigsten Botschaften des Buches und vermutlich das beste Learning, das Kinder und Erwachsene mitnehmen können, ohne dass es ihnen mit der Moralkeule um die Ohren gehauen wird. Dazu strahlen die Illustrationen von Katja Spitzer wieder knallig bunt über ganze Seiten und bereichern die einzelnen Geschichten genau dort, wo man vor irrwitzigen Ideen mitunter den Fanta-

siefaden verlieren könnte oder Leerstellen mit Bildern gefüllt werden. Gepaart mit experimentierfreudigem Sprachwitz und Dialogen, die bereit sind, in den Familiensprachgebrauch überzugehen (»Ääh«, sage ich. »Ääh hamma nich. Hufeisen hamma.«), macht dieses Buch großen Spaß und ist dabei keineswegs belanglos. KAROLINE MARX

► Saša Stanišić, Nikolai Stanišić/Katja Spitzer (Ill.): Hey, hey, hey, Taxi! 2. Hamburg: Mairisch 2024. 88 S., 20 €, ab 5 J.



Eltern-Kind-Rollentausch

Erich Kästners Weihnachtsstück »Klaus im Schrank« erstmals in Buchform

Sein erstes längeres Werk vollendete Erich Kästner 1927 – uraufgeführt wurde es erst 2013. Damals noch als zu modern abgewiesen, hat es also knapp hundert Jahre gedauert, bis das Theaterstück für Kinder öffentliche Beachtung findet – erst tauchte es im Nachlass von Kästners Sekretärin Elfriede Mechnig wieder auf, dann lagerte es im Archiv der Berliner Akademie der Künste.

Die Geschwister Klaus und Kläre werden von ihren Eltern vernachlässigt, denn diese sind vorwiegend mit sich selbst beschäftigt. Übers Radio bekommen sie die Anweisung, in ihren Schrank zu gehen, wo sie Charlie Chaplin und Jackie Coogan, Kinderstar aus Chaplins erstem Langfilm »The Kid«, treffen. Die beiden wollen ihren neuen Film drehen, in dem Kinder und Erwachsene die Rollen tauschen: Klaus wird so zum väterlichen Bankdirektor, die Eltern hingegen müssen wieder in die Schule gehen, Kinderspiele lernen, Turnübungen vormachen. Streng und unbarmherzig führt Coogan dabei Regie, verbietet den Kindern das Lachen und den Erwachsenen ihre Verweigerungshaltung gegenüber den Spielen.

So strotzt das grotesk überhöhte Stück vor Gewalt, zum Beispiel als der Vater auf einer elektrischen Schaukel mit Stromstößen dazu gebracht wird, seinen Kragen anzulegen. Heutigen elterlichen Anhängern Bedürfnisorientierter Erziehung und gewaltfreier Kommuni-

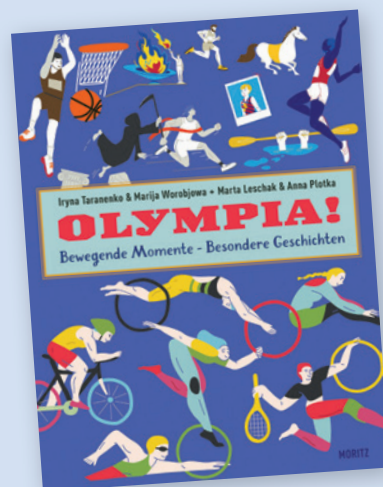
kation dreht sich bei den Dialogen der Magen um. Gleichzeitig zeigt sich schon in Kästners erstem langen Werk sein Einfühlungsvermögen in die kindliche Psyche, sein Eintreten für die Belange der Kinder und die stete Aufforderung, sich die eigene kindliche Seele zu bewahren. KAROLINE MARX

► Erich Kästner: Klaus im Schrank oder Das verkehrte Weihnachtsfest. Zürich: Atrium 2024. 128 S., 12 €, ab 6 J.



»Dieses Buch hat Gold verdient!« DIE ZEIT

Bewegende Momente und besondere Geschichten rund um die Olympischen Sommerspiele seit 1896. Mit QR-Code zu Paris 2024:



80 S., Großformat
ISBN 978 3 89565 460 2
€ 25,- / ab 9 für alle

Ein Bilderbuch über Selbstbehauptung und Selbstverteidigung.



48 S. / ISBN 978 3 89565 462 6
€ 16,- / ab 4

Gab es je eine selbstbewusstere Katze als jene, die Anne Fine erfunden und Axel Scheffler illustriert hat?



64 S. / ISBN 978 3 89565 458 9 / € 12,-
Für Erstleser ab 7

Der kuschlige Parasymphathikus

Carina Thomas schreibt eine empowernde Einführung zum Thema Introversion

Die Hauptfigur dieses Buches ist ein versonnen wirkendes Mädchen. Auf Geburtstagspartys sitzt es schweigend auf dem Stuhl herum und hört zu. Ja, das macht es wirklich gern. Es geht ihm gut, sofern es nicht bedrängt wird mit Aufrufen wie »Sag doch mal was!«. Dann fällt dem Mädchen nichts ein und es wird ganz konfus vor Aufregung. Situationen wie diese kennt es gut. Leider bleibt im Nachhinein oft ein ekelhaftes Gefühl zurück. Kein Wunder, dass es sich immer öfter fragt, warum es so dumm und langsam ist. Scheinbar funktioniert sein Gehirn nicht richtig.

Mit Hilfe des Internets findet es heraus, dass es eine introvertierte Persönlichkeitsstruktur hat. Aha – eine Schublade, in der man sich auf-

gehoben fühlen kann! Aber Schubladen sind eng und vielleicht ist sowieso alles ein bisschen komplizierter? Und überhaupt: »Jeder Mensch ist eine Ausnahme!« Es lernt die Amygdala kennen, das rosafarbene Organ der Sensibilität. Es freundet sich mit dem kuschligen Parasymphathikus an und macht ihn zu seinem Gefährten. Ja, das Mädchen versteht, warum bei ihm einfach weniger Enten ins Glas passen.

Carina Thomas erzählt ihre Story einprägsam, poetisch und witzig. Die schmissigen Zeichnungen und die Krakelschrift wirken oft wie auf einem White Board platziert. So erscheint auch das Spiel mit neuropsychologischen Termini und Analogien angenehm frisch und rasant. Die Verbindung von literarischer Bildlichkeit, Illustration und theoretischer Visualisierung führt zu herzerwärmenden und kuriosen Einfällen. Über manches kann man länger nachdenken – aber es sagt ja auch niemand, dass es schlimm ist, wenn man das mit den Enten im Glas nicht sofort versteht. Ein gelungenes Empowerment-Päckchen für Introvertierte ab zehn Jahren. JULIANE ZÖLLNER

► Carina Thomas: Sag doch mal was! Die leise Superpower der Introvertierten. Bielefeld: Calmemara 2024. 96 S., 20 €, ab 10 J.



»Die Worte legen sich wie ein wärmendes Schaffell um mein Herz.«

– aus »Der Vogel in mir fliegt, wohin er will«

Bertas Flügel

Sara Lundberg erzählt von der Kindheit der freiheitsliebenden schwedischen Malerin Berta Hansson (1910–1994)

Berta lebt mit ihrer Familie auf einem Bauernhof im Norden Schwedens. Der Tagesablauf ist vorherbestimmt, Bertas Leben ist es auch. Denn als Mädchen soll sie nicht malen lernen, wie es ihr Wunsch ist, sondern zusammen mit ihren Schwestern den Haushalt führen. Bertas Mutter leidet an Tuberkulose, ihre Krankheit überschattet das Familienleben und bekümmert die ebenso tiefsinnige wie kreative Berta. Der wortkarge Vater braucht jede Hand auf dem Hof, und Bertas Hände sind es auch, die eine entscheidende Rolle spielen. Immer wieder nehmen die atmosphärisch-melancholischen Gemälde Bertas Perspektive ein, wir sehen ihre Hände beim Zeichnen, ihre Hände beim Kochen der Suppe, die sie als Akt der Rebellion anbrennen lässt, um dem Vater zu zeigen, dass sie es nicht mehr aushält auf dem Hof. Sara Lundberg setzt die naturverbundenen, teilweise collagierten Bilder in ein stimmiges Verhältnis zu den ruhigen, lyrisch anmutenden Texten. Der Buchtitel »Der Vogel in mir fliegt, wohin er will« ist einem Tagebucheintrag Berta Hanssons entnommen, in deren Werk immer wieder Vögel auftauchen. Und so formt auch die junge Berta kleine Vogelfiguren aus Ton, um sie der Mutter zu schenken, und fragt sich: »Was spielt es für eine Rolle, was ich mit meinen Händen gestalte?« Indem das

Buch immer wieder die Perspektive wechselt, gewährt es einen tiefen Einblick in die seelische Welt Bertas und zugleich in den Alltag, der sie umgibt. Lundberg ist eine wunderschöne Mischung aus Fiktion und direkten Bezügen zu Berta Hanssons Leben gelungen, in das auch ein sehr lesenswertes Essay am Ende des Buches noch tieferen Einblick gibt. Einziges Manko ist die Altersempfehlung: Der Verlust der Mutter ist intensiv gestaltet und könnte für zehnjährige Kinder noch etwas viel sein. ALEXANDRA HUTH

► Sara Lundberg: Der Vogel in mir fliegt, wohin er will. Frankfurt/Main: Moritz 2024. 128 S., 18 €, ab 10 J.



Kapitalismuskritik ohne Herz

Mit »Die kleinen Holzdiebe und das Rätsel des Juggernaut« machen Wolfgang M. Schmitt und Ole Nymoen aus ihrem Wirtschafts-Podcast ein Kinderbuch

Karl und Rosa bekämpfen tapfer die bösen Auswüchse des Kapitalismus, das kommt einem doch sofort bekannt vor. Und richtig, nicht nur Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg haben für das Proletariat gekämpft, auch die beiden Hauptfiguren in diesem Kinderbuch stehen für die Rechte der Arbeiter ein. Auf der kleinen Insel Feudalia leben die Menschen ein einfaches, aber zufriedenes Leben, bis die Königin eines Tages mit den Nachbarn aus Capitalia einen Vertrag abschließt und alle Menschen ab sofort in den neuen Fabriken arbeiten müssen, zum Beispiel für Kohleunternehmer Herr Montan. Leider ist

das Ganze recht uninspiriert, die einfallslosen Namen sind da erst der Anfang. Die Geschichte könnte kaum simpler sein und viele Probleme werden mit Hilfe eines Deus ex Machina gelöst – das wirkt sogar für ein Kinderbuch ein wenig unterkomplex.

Das Ziel der Autoren ist klar: Kinder sollen verstehen, dass Kapitalismus nicht wie versprochen Wohlstand für alle bedeutet, sondern nur für wenige auf Kosten der vielen. Die Zusammenhänge zwischen Kapitalisten, Kapital und Arbeitern werden dabei durchaus verständlich und auch für Kinder ansprechend erklärt (unter anderem von einem alten Fi-

scher mit weißem Rauschbart, der auch Karl heißt). Das in eine Art Fantasiewelt zu verlegen, macht die Sache aber nicht kindgerechter, eher im Gegenteil. Dadurch, dass es zwei kleine Inseln gibt und die Industrie mit Dampfmaschinen arbeitet, wirken auch die schlimmen Auswüchse des Kapitalismus wie von den Autoren erfunden. Kinder werden sich schwertun, die Erklärungen in ihre Lebenswelt zu übertragen. Eltern, die bereit sind, diesen Transfer zu übernehmen, können aber zugreifen, wenn sie ein paar anschauliche Erklärungen des Kapitalismus für ihre Kinder suchen.

ALEXANDER BÖHLE

► Wolfgang M. Schmitt; Ole Nymoen: Die kleinen Holzdiebe und das Rätsel des Juggernaut. Berlin: Insel 2024. 268 S., 18 €, ab 10 J.

Zweite Chance für die Freundschaft

Amani Paddas sensibler Jugendroman »Und dazwischen (irgendwo) wir«

Vincent und Macey waren mal beste Freunde. Doch in den letzten fünf Jahren haben sie nicht miteinander gesprochen, obwohl sie beide die schottische Elite-Schule Hillburn besuchen. Erst als Vincent per E-Mail eine Geschichte erhält, die von ihm zu handeln scheint, bricht er das Schweigen. Er vermutet, dass Macey dahintersteckt. Doch die hat den Kopf voll mit dem Lernen für einen wichtigen Mathe-Wettbewerb und der Krebserkrankung ihrer Mutter. Vincent, der eigentlich Kierat heißt, hat selbst ein Problem mit seiner Mutter: Sie ist – wieder einmal – verschwunden. Nun lebt er allein im großen Haus seines Stiefvaters, der meistens auf Dienstreisen ist, und füllt die Leere mit zahllosen Schulaktivitäten. Auf der Suche nach dem geheimnisvollen Autor der Geschichte freundet er sich mit dem trans Mädchen Rin und dem künstlerisch begabten Charlie an. Er lernt Ladenbesitzer Jaggi und dessen Babaji (Großvater) kennen und nähert sich auch Macey wieder an. Doch die beiden brauchen einige Zeit, bevor sie über

das reden können, was damals zwischen ihnen vorgefallen ist.

Autorin Amani Padda ist selbst noch jung, mit Wurzeln in Schottland, Deutschland und Indien. In »Und dazwischen (irgendwo) wir« greift sie aktuelle Themen wie sexuelle Identität, Migrationshintergrund, kulturelle Anpassung, schulischen Leistungsdruck und Klassenunterschiede auf. Diese fließen ganz selbstverständlich in ihre Geschichte von Familie und Freundschaft ein. Padda zeigt die Welt, wie sie ist: oft fragmentiert und schwer zu begreifen. Aber manchmal scheinen in all dem Chaos unverhofft Zusammenhänge auf. Und ihre Protagonisten finden trotz aller Widrigkeiten in sich die Kraft, diese aufzugreifen und für sich zu gestalten. ANDREA KATHRIN KRAUS

► Amani Padda: Und dazwischen (irgendwo) wir. Zürich: Arctis 2024. 432 S., 18 €, ab 14 J.



Das Warten hat ein Ende!

Seit 10 Jahren begleiten wir Torben Kuhlmanns Mäusehelden auf abenteuerlichen Reisen. Jetzt erscheint das neue und fünfte Buch der Reihe.

Torben Kuhlmann

Earhart

Der abenteuerliche Flug einer Wühlmaus um die Welt

Durchgehend farbig illustriert
Hardcover / 21,5 × 28 cm
128 Seiten / ab 6 Jahren
ISBN: 978-3-314-10695-8



Mit
beigelegtem
Bastelbogen

Nur im Jubiläumsjahr

Nord
Süd

ANZEIGE

B I N G O

Buchmesse-Edition

Haben Sie nicht auch das Gefühl, jedes Jahr dieselben Phrasen auf der Buchmesse zu hören? Und über Italien gibt es sowieso nur Klischeehaftes zu sagen? Damit der Messebesuch trotzdem nicht langweilig wird, haben wir Ihnen ein kleines Buzzword-Bingo zusammen-

mengestellt. Einfach abstreichen, wenn Sie einen der Sätze hören. Wer eine waagerechte, senkrechte oder diagonale Viererreihe hat, kann sich von seinem Nachbarn bei der nächsten Lesung einen Espresso ausgeben lassen.

Ich genieße mein Buch am liebsten mit einem Glas italienischen Wein.	Tun Ihre Füße auch so weh?	Lassen Sie mich durch, ich muss zur New Adult Stage.	Das sollte man aber wirklich in der Originalsprache lesen.
Ich gebe Ihnen mal meine Visitenkarte.	Was, Donna Leon ist gar keine Italienerin?	Die Messe wird auch jedes Jahr voller.	Ist das kostenlos?
Schnell! Am Suhrkamp-Stand kann man Käse kosten!	Ich suche den Stand schon ewig, ich komme mir vor wie in Ecos Klosterbibliothek.	Arbeiten Sie hier?	Der Einfluss von Dante ist hier unverkennbar.
Ich glaube, hier ist gerade Cornelia Funke vorbeigelaufen.	Machen Sie mal Platz, ich filme hier mein Reel.	Kommen diese Kaffeebohnen auch wirklich aus Italien?	Das ist aber das letzte Buch, das ich heute kaufe.

Das nächste *logbuch* erscheint als Beilage zur März-Ausgabe des *kreuzer* am 28. Februar 2025.

auf der **Buchmesse Frankfurt**

Auch in diesem Jahr ist die taz bei der Buchmesse Frankfurt vom **16. bis 20. Oktober 2024** vor Ort. Neben dem klassischen Stand in **Halle 3.1, D94** – mit druckfrischer taz! – auch mit drei Veranstaltungen auf dem Messegelände und digitalem Auftritt auf **taz.de/buchmesse**

Donnerstag, 17. Oktober**12 Uhr**

**„Explosive Moderne:
Über die Erhitzung der Gegenwart
durch starke Gefühle“ mit Eva Illouz**

● **Live im Frankfurt Pavilion und im Stream**

Wie haben Enttäuschung, Zorn und Furcht zuletzt so viel öffentlichen Raum erobern können? Die französisch-israelische Soziologin Eva Illouz schreibt seit 30 Jahren über die Rolle von Gefühlen: Wie sie im Kapitalismus bewirtschaftet werden, wie der moderne Mensch mit Gefühlen alleingelassen wird, die doch kulturell und politisch gemacht sind. Mit ihrem neuen Buch „Explosive Moderne“ lässt sie uns teilhaben an ihren Gedanken.

**Moderiert von Ulrike Winkelmann
und Jan Feddersen**

in
englischer
Sprache

Samstag, 19. Oktober**14 Uhr**

**Der Wahrheitklub
mit ©Tom, Michael Ringel und
Harriet Wolff sowie dem Laminator**

● **Live am taz Stand, Halle 3.1, D94**

Tagungsmotto ist diesmal: „Abenteuer Amore.“ Vergeben wird auch wieder der traditionelle Jieper-Preis im Wahrheit-Unterbringwettbewerb. Dabei muss ein Nonsenssatz, entsprechend dem diesjährigen Gastland Italien, in einem Text untergebracht werden: „Gießt der Eros Öl ins Feuer, sucht Amore Abenteuer.“ Ob es beim Wahrheitklub dann Liebesäpfel in Öl gibt, ist noch nicht bekannt. Auf alle Fälle wird von allen anwesenden Wahrheitistas nichts als Liebe erwartet. In allen Arten und Formen. Mitten auf der Messe.

Sonntag, 20. Oktober**13 Uhr**

**„Warum wählen Ostdeutsche
AfD?“ mit Ines Geipel**

● **Live im Frankfurt Studio und im Stream**

Das taz FUTURZWEI-Gespräch im Rahmen der Buchmesse: Wie erklären Sie sich die Opferkultur, den Hass auf den Westen und die Destruktion bei Teilen der Ostdeutschen, Ines Geipel? Die aus Dresden stammende Schriftstellerin und Publizistin im Gespräch mit taz FUTURZWEI-Chefredakteur Peter Unfried über die politische Lage in den Neuen Bundesländern und ihr Buch „Fabelland“, das tief in die Mentalitäts- und Diktaturgeschichte des Ostens dringt und damit auch für die ganze Bundesrepublik instruktiv ist.

Moderiert von Peter Unfried

Schauen Sie vorbei.

Alle Termine und ausführliche
Informationen finden Sie unter:

taz.de/buchmesse

Selbstverständlich können Sie die
Diskussionsveranstaltungen nachträglich
auch online (nach-)schauen.

**schau ich,
wenn ich
ein bisschen
älter bin**

arte

Next Generation
Streaming